

ZfF

Zeitschrift für
**Familien-
forschung**

Beiträge zu Haushalt
Verwandtschaft und Lebenslauf

In diesem Heft:

- Veränderungen in langjährigen Partnerschaften
- Familienvorstellungen im Kulturkontakt
- Motility and family dynamics

- Forschungsnotizen

1/2006



ISSN 1437-2940
18. Jahrgang 2006, Heft 1
Verlag Barbara Budrich

Inhalt

<i>Editorial</i>	3
<i>Elke Rohmann, Beate Küppner & Martina Schmoor</i> Wie stabil sind Bindungsangst und Bindungsvermeidung? Der Einfluss von Persönlichkeit und Beziehungsveränderungen auf die partnerbezogenen Bindungsdimensionen.....	4
<i>Alexander Noyon & Tanja Kock</i> Living apart together: Ein Vergleich getrennt wohnender vs. zusammen lebender Paare	27
<i>Anne-Katrin Stegmann & Marina Schmitt</i> Veränderungen in langjährigen Partnerschaften des mittleren Erwachsenenalters	46
<i>Annette Cina, Guy Bodenmann, Kurt Hahlweg, Thomas Dirscherl & Matthew R. Sanders</i> Triple P (Positive Parenting Program): Theoretischer und empirischer Hintergrund und erste Erfahrungen im deutschsprachigen Raum.....	66
<i>Una M. Röhr-Sendlmeier & Jenny Yun</i> Familienvorstellungen im Kulturkontakt: ein Vergleich italienischer, türkischer, koreanischer und deutscher junger Erwachsener in Deutschland.....	89
<i>Vincent Kaufmann & Eric D. Widmer</i> Motility and family dynamics: Current issues and research agendas.....	111
<i>Forschungsnotizen</i>	
<i>ifb</i> -Mitteilungen	130
Jahresinhaltsverzeichnis 2005	134

Editorial

Das vorliegende Heft unterbricht die Reihe der Schwerpunktheft und setzt sich aus Einzelbeiträgen ohne ein gemeinsames Schwerpunktdach zusammen.

Die Bandbreite der Themen reicht dabei von verschiedenen Aspekten der Partnerschaft und Beziehungsformen (Elke Rohmann et al.; Alexander Noyon und Tanja Kock; Anne-Katrin Stegmann und Marina Schmitt), über die Evaluierung eines Elterntrainingsprogramms (Annette Cina, Guy Bodenmann et al.) bis hin zu einem Vergleich über die Familienbilder junger Erwachsener mit und ohne Migrationshintergrund (Una M. Sendlmeier und Jenny Yun) sowie einer Abhandlung über das Konzept der *motility* im familialen Kontext (Vincent Kaufmann und Eric D. Widmer).

Im nächsten Heft werden wir die Reihe der Schwerpunktheft mit Beiträgen zum Thema *Wo steht die Familienforschung? Bestandsaufnahme, neuere Entwicklungen und offene Fragen* fortsetzen.

In eigener Sache weisen wir darauf hin, dass die Zeitschrift für Familienforschung ab der vorliegenden Nummer in einem neuen Verlag erscheint. Wir freuen uns sehr, nunmehr zur Zeitschriftenpalette des Verlages *Barbara Budrich* zu gehören. Weitere Informationen entnehmen Sie bitte dem Impressum.

Hans-Peter Blossfeld
Geschäftsführender Herausgeber

Kurt P. Bierschock
Redakteur

Elke Rohmann, Beate Küpper und Martina Schmohr

Wie stabil sind Bindungsangst und Bindungsvermeidung? Der Einfluss von Persönlichkeit und Beziehungsveränderungen auf die partnerbezogenen Bindungsdimensionen

How stable are attachment anxiety and attachment-avoidance? The influence of personality and changes of relationship on partner-related attachment dimensions

Zusammenfassung

Es wurde in einer Studie mit einer Stichprobe von 57 Studierenden, die zu drei Messzeitpunkten innerhalb von acht Monaten befragt worden waren, untersucht, ob Persönlichkeitsmerkmale (Verträglichkeit und Neurotizismus) besser die allgemeine Bindung als die partnerbezogene Bindung vorhersagen. Diese Annahme konnten wir für die Vorhersage von Bindungsangst durch Neurotizismus bestätigen. Weiterhin ließ sich in einer *cross-lagged-panel*-Analyse zeigen, dass die partnerbezogene Bindungsangst nach acht Monaten besser durch Neurotizismus vorhergesagt wurde als umgekehrt. Dagegen ließ sich für den Zusammenhang von Verträglichkeit und partnerbezogener Bindungsvermeidung keine einseitige Einflussrichtung feststellen. Die Veränderbarkeit der partnerbezogenen Bindungsangst konnte durch positive und negative Beziehungsveränderungen vorhergesagt werden. Nach negativen Beziehungsveränderungen nahm die Bindungsangst zu, während sie nach positiven Beziehungsveränderungen abnahm. Entgegen unserer Annahmen fanden wir keine geringere Stabilität von partnerbezogener Bindungsangst im Vergleich zu partnerbezogener Bindungs-

vermeidung. Zudem waren die beiden partnerbezogenen Bindungsdimensionen zeitlich genauso stabil wie Verträglichkeit und Neurotizismus.

Schlagworte: Partnerbezogene Bindung, allgemeine Bindung, Neurotizismus, Verträglichkeit, zeitliche Stabilität, Beziehungsveränderungen

Abstract

In a sample of 57 students who were interviewed at three waves within eight months the assumption was investigated that personality dimensions (specifically agreeableness and neuroticism) predict general attachment better than partner-related attachment. In accordance with this assumption neuroticism predicted general attachment anxiety better than partner-related anxiety. Results of a cross-lagged panel analysis showed that partner-related anxiety was predicted better by neuroticism than vice versa. With respect to the association between agreeableness and partner-related avoidance, no dominant influence of one variable over the other was detected. After positive and negative changes in the course of their relationship congruent changes in

partner-related attachment anxiety were detected. Specifically, negative changes in the course of relationship caused an increase in attachment anxiety, whereas positive changes in the course of relationship caused a decrease in attachment anxiety. Contrary to our expectations, the stability of partner-related attachment anxiety did not differ from the stability of partner-related attach-

ment avoidance. In addition, both dimensions of partner-related attachment reached the same level of temporal stability as agreeableness and neuroticism.

Key words: partner-related attachment, general attachment, neuroticism, agreeableness, temporal stability, changes in relationship

1 Einleitung

Bindung ist nach Maccoby (1980) als eine relativ dauerhafte emotionale Orientierung an eine andere Person zu verstehen. Das Konstrukt der partnerbezogenen Bindung, das die emotionale Orientierung von Erwachsenen in Liebesbeziehungen beschreibt, hat in den letzten Jahren zunehmend an Beachtung gewonnen. Theoretische Annahmen und die daraus abgeleiteten empirischen Untersuchungen (z.B. Hazan/Shaver 1987) hinsichtlich der Bindung an einen Partner beruhen auf der Bindungstheorie von Bowlby (1969/1986) und Ainsworth, Blehar, Waters und Wall (1978). Bowlby und Ainsworth et al. gehen davon aus, dass sich in der frühen Kindheit aufgrund der Erfahrungen mit den Bezugspersonen Annahmen über deren Verfügbarkeit bilden, die dann in internen Arbeitsmodellen kognitiv repräsentiert werden. Interne Arbeitsmodelle sind als kognitive Strukturen oder Schemata zu verstehen, die Handlungspläne und Verhaltensweisen umfassen, die den Bedürfnissen nach Schutz, Sicherheit und Bindung dienen (Bierhoff 2000). Ainsworth et al. klassifizieren aufgrund ihrer Beobachtungen von ca. einjährigen Kindern in der „Fremden Situation“ einen sicheren, einen ängstlich-ambivalenten und einen vermeidenden Bindungsstil. Hazan und Shaver (1987) übertrugen das Konzept von Bowlby und Ainsworth et al. auf die Bindung an einen Partner und stellten durch Selbstklassifikation bei Erwachsenen ebenfalls einen sicheren, einen ängstlichen-ambivalenten und einen vermeidenden Bindungsstil an den Partner fest. Interindividuelle Differenzen zwischen Personen mit unterschiedlichen Bindungsstilen wurden seitdem eingehend untersucht, empirisch bestätigt (für einen Überblick siehe Shaver/Mikulincer 2002a) und mit anderen sinnverwandten Aspekten in der Partnerschaft, wie beispielsweise der Zufriedenheit in der Partnerschaft, in Verbindung gebracht (u.a. Hazan/Shaver 1987). Die partnerbezogene Bindung hat sich in diesem Sinne als erfolgreiches Konstrukt erwiesen. Jedoch sind einige wesentliche Aspekte der Konzeption von Bindung bisher nicht zufriedenstellend geklärt worden. Dies gilt z.B. für die zeitliche Stabilität der partnerbezogenen Bindung. Die bisherige Forschung zusammenfassend, stellen Ross und Spinner (2001) fest, dass in Längsschnittstudien, die eine Zeitspanne von sechs Monaten bis zu vier Jahren umfassen, bei 20 bis 36% der Stichprobe ein Wechsel des Bindungsstils nachweisbar ist. Die eindeutige Interpretation dieser Größe als „Veränderung der partnerbezogenen Bindung“ ist allerdings problematisch. Ein

Grund sind die verschiedenen nebeneinander existierenden Erhebungsinstrumente. Die Vergleichbarkeit der mit ihnen erzielten Ergebnisse und die Reliabilität der Messungen sind teilweise fraglich. Neben diesen messmethodischen Problemen ist unklar, wie die ca. 30% Flexibilität und 70% Stabilität der partnerbezogenen Bindung letztlich zu beurteilen sind. Nach der Bindungstheorie stellen die veränderten Bindungsrepräsentationen eine Anpassung an (neue) Interaktionserfahrungen dar.

2 Die partnerbezogene Bindung

2.1 Konzeption der partnerbezogenen Bindung

Zwar sind die spezifischen Verhaltensweisen bei engen Bindungen von Kindern und Erwachsenen unterschiedlich, doch erfüllt die Bindung bei beiden eine sehr ähnliche Funktion (Shaver/Clark 1996). Auch in romantischen Beziehungen hat das Bindungsverhalten die Funktion, in bedrohlichen Situationen die Nähe des Partners herzustellen, sich Unterstützung zu sichern oder Angst zu reduzieren. Hazan und Zeifman (1999) zeigen, dass diese Sicherheit, die sich Beziehungspartner im Idealfall gegenseitig bieten, genau wie die Bindung zwischen Kind und Fürsorgeperson, einen adaptiven Vorteil darstellt.

In Übereinstimmung mit Collins und Read (1994) fassen wir die partnerbezogene Bindung als einen Teil der gesamten Bindungsrepräsentationen einer Person auf. Wir gehen davon aus, dass Personen gegenüber verschiedenen Zielpersonen und in verschiedenen Beziehungsformen unterschiedliche Bindungen aufweisen. Repräsentiert sind diese in mehreren, sich wechselseitig beeinflussenden Arbeitsmodellen, von denen angenommen wird, dass sie in Form eines hierarchischen Netzwerkes strukturiert sind. Nach Shaver, Collins und Clark (1996) sind an der Spitze dieser Hierarchie die generellsten Repräsentationen gespeichert, die auf Beziehungserfahrungen mit Eltern und anderen wichtigen Bezugspersonen zurückgehen. Diese abstrakten und generellen Modelle werden auf sehr viele Beziehungen und Situationen angewandt. Auf einem mittleren Abstraktionsniveau befinden sich dagegen spezifischere Arbeitsmodelle, die konkrete Beziehungsformen repräsentieren. Auf unterster Ebene sind die Modelle angeordnet, die der Bindung an einen spezifischen Partner entsprechen.

Diese Vorstellung eines hierarchischen Netzwerkes erklärt einerseits die Beziehungsspezifität von Bindung, die sich in Studien, die verschiedene Beziehungsformen berücksichtigen, zeigt (Asendorpf/Banse/Wilpers/Neyer 1997; Mikula/Leitner 1998), ermöglicht aber andererseits auch die Annahme einer stark abstrahierten allgemeinen Bindung, die sich aus der Erfahrung mit zentralen Bindungsfiguren ableitet und einen Zusammenhang mit verschiedenen Arbeitsmodellen aufweist (Collins/Read 1990). Obwohl dies eine vorläufige Vorstellung ist, hat sie umfangreiche empirische Forschung zur Struktur und Organisation des Netzwerkes von Arbeitsmodellen hervorgerufen (z.B. Baldwin/Keelan/Fehr/Enns/Koh-Rangarajoo 1996; Cozzarelli/Hoekstra/Bylsma 2000; Ross/Spinner 2001; Zim-

mermann 1999). Die Konzeption eines hierarchischen Netzwerkes legt nahe, dass die partnerbezogene Bindung einerseits Zusammenhänge mit der allgemeinen Bindungsorientierung aufweist, andererseits aber auch durch spezifische Erfahrungen in Partnerschaften beeinflusst wird (Shaver/Mikulincer 2002b).

Sowohl theoretische Überlegungen (Bartholomew 1990) als auch empirische Befunde (Brennan/Clark/Shaver 1998; Grau 1999) begründen die Annahme von grundlegenden Bindungsdimensionen „hinter“ den Bindungsstilen. Bartholomew benennt diese Dimensionen zunächst „Modell vom Selbst“ und „Modell von Anderen“, aber sie und ihre Mitarbeiter nutzen parallel dazu auch die Bezeichnungen „Angst“ und „Vermeidung“ (nach Brennan/Clark/Shaver 1998: 50). Zugrunde liegen dabei die Annahmen, dass ein negatives Modell vom Selbst eng verknüpft ist mit der Angst, verlassen zu werden und ein negatives Bild von Anderen stark mit vermeidendem Verhalten assoziiert ist. Mit den entsprechenden Fragebögen von Brennan, Clark und Shaver (1998) bzw. Grau (1999) lassen sich die Dimensionen Angst und Vermeidung in romantischen Beziehungen hoch reliabel erfassen.

2.2 Die Veränderungen der partnerbezogenen Bindung

Bowlby (1969/1986) nimmt an, dass die mentale Repräsentation der Bindung durch die inneren Arbeitsmodelle zwar eine gewisse Stabilität aufweist, aber trotzdem die Anpassungsfähigkeit des Individuums an die Umwelt gewährleisten soll. Bretherton und Munholland (1999) betonen, dass veränderte Bedingungen in der Interaktion zu veränderten Bindungsrepräsentationen führen.

Auch die partnerbezogene Bindung von Erwachsenen weist in empirischen Studien eine gewisse Veränderbarkeit auf. Die Ergebnisse einer Längsschnittstudie von Rohmann, Bierhoff, Schmohr und Ambrosy (1998) zeigen, dass die Sicherheit der Bindung an den aktuellen Partner bei Paaren, die in einer festen Partnerschaft (mittlere Beziehungsdauer = 8.2 Jahre) lebten, über einen Zeitraum von 14 Monaten abnahm.

Baldwin und Fehr (1995) schlagen vor, das wiederholt aufgetretene Ergebnis, dass sich bei ca. 30% der untersuchten Personen Veränderungen in der partnerbezogenen Bindung nachweisen lassen, nicht als Zeichen für ein unreliares Messinstrument zu werten, sondern als Teil des Konstrukts selbst zu verstehen. Collins und Read (1994) kommen in Bezug auf die inneren Arbeitsmodelle zu dem Schluss, dass diese sowohl Stabilität als auch Wandel durch Assimilation und Akkomodation zeigen.

Einerseits kann sich die partnerbezogene Bindung unter konstanten Beziehungskonstellationen als eine interpersonelle Disposition erweisen, die dann auf die Prozesse in romantischen Beziehungen einen Einfluss hat (Schmohr 2003). Andererseits kann die aktuelle partnerbezogene Bindung die zurückliegenden Beziehungserfahrungen reflektieren (Rohmann 2000), und damit veränderbar und spezifisch für eine bestimmte Beziehung sein (Feeney 1999). Cozzarelli, Karafa, Collins und Tagler (2003) fanden bei Frauen, die einen Schwangerschaftsabbruch vorgenommen hatten, einen mäßigen Zusammenhang zwischen dem vor und zwei Jahre nach dem Abbruch erfassten Bindungsstil (Bartholomew/Horowitz 1991)

gegenüber emotional nahe stehenden Personen ($Kappa = .33$). Auch in der Studie von Lopez und Gormley (2002) zeigte sich nur eine moderate Stabilität des Bindungsstils (41% bis 65%).

Da Bindungsvermeidung vorrangig durch das eigene Verhalten (z.B. Distanzierung) realisiert wird, sollte diese Dimension der Bindung stabiler sein als die Dimension Angst, die eher vom aktuellen Verhalten des Partners abhängig ist (Grau 1999). So findet Grau über einen Zeitraum von sechs Monaten für die zielpersonspezifische Bindungsvermeidung eine signifikant höhere Stabilität als für zielpersonspezifische Bindungsangst.

Bislang ist jedoch unklar, inwieweit besondere Lebens- oder Beziehungsereignisse bei Erwachsenen einen Einfluss auf die Stabilität des Bindungsstils haben. Davila, Karney und Bradbury (1999) identifizieren als Faktoren, die eine Veränderung der Bindungssicherheit im Laufe von zwei Jahren bei Jungverheirateten vorhersagen können, sowohl intra- als auch interpersonale Faktoren: Obwohl die Jungverheirateten im Laufe von zwei Jahren immer sicherer wurden, nahm die Bindungssicherheit beim Vorliegen von stabilen Vulnerabilitätsfaktoren (Störungen der Persönlichkeit, familiäre Psychopathologie, problematischer Familienstatus, wie z.B. Trennung oder Scheidung der Eltern) und ehelicher Unzufriedenheit ab. Trennungen scheinen hingegen auch zuvor sichere Personen unsicher werden zu lassen (Cozzarelli/Karafa/Collins/Tagler 2003; Kirkpatrick/Hazan 1994). Ruvolo, Fabian und Ruvolo (2001) finden, dass die Trennung vom Partner zu einer unsicheren Bindung bei Studentinnen führte, während diejenigen Studentinnen, die über einen Zeitraum von fünf Monaten mit ihrem Partner zusammen blieben, an Sicherheit dazu gewannen, was darauf hinweist, dass konkrete Beziehungserfahrungen einen Einfluss auf die partnerbezogene Bindung haben. So zeigt Küpper (2002), dass der aktuelle Beziehungsstatus (mit oder ohne feste Partnerschaft) mit der Bindung in Zusammenhang steht: Singles sind sowohl bindungsängstlicher (wenn sie unfreiwillig Single sind) als auch bindungsvermeidender (wenn sie freiwillig Single sind).

2.3 Partnerbezogene Bindung und Persönlichkeit

Persönlichkeit wird nach Neyer (2003) und Asendorpf (1999) als die Gesamtheit aller dauerhaften Eigenschaften (z.B. Temperamentsmerkmale, Einstellungen, Werthaltungen, Motive und Aspekte des Selbstkonzepts) definiert, die die Person von anderen Menschen unterscheidet. Die individuelle Besonderheit in Abgrenzung zu anderen Personen und die relative zeitliche Stabilität der Persönlichkeit sind hierbei zentral. Costa und McCrae (1985) beschreiben die Persönlichkeit in einem Fünf-Faktoren-Modell (*Big Five*) durch die Dimensionen Extraversion, Neurotizismus, Gewissenhaftigkeit, Verträglichkeit und Offenheit. Shaver und Brennan (1992) finden bedeutsame Zusammenhänge zwischen zwei dieser zentralen Persönlichkeitsmerkmale und der partnerschaftlichen Bindungsangst und -vermeidung. In einer Längsschnittstudie über acht Monate zeigen sie, dass die Bindung durch die *Big Five* der Persönlichkeit prognostiziert werden kann. Neurotizismus erwies sich als signifikanter positiver Prädiktor des ängstlichen Bindungs-

stils, während der vermeidende Bindungsstil vor allem durch Verträglichkeit (negativer Prädiktor) aber auch noch durch Neurotizismus (positiver Prädiktor) erklärt wird.

Hinsichtlich der kausalen Wirkung der Persönlichkeit auf Beziehungsmerkmale kommen Karney und Bradbury (1995) aufgrund ihrer Meta-Analyse zu dem Schluss, dass die Befunde zum Einfluss der Persönlichkeit auf Merkmale der Partnerschaft nicht konsistent sind. Allerdings zeigt sich in mehreren Studien, dass Neurotizismus, Impulsivität, Unverträglichkeit und mangelnde Gewissenhaftigkeit die Qualität und die Stabilität der Partnerschaft beeinträchtigen (u.a. Neyer 2003). Dabei erweist sich der Einfluss von Persönlichkeitsmerkmalen auf soziale Beziehungen als stärker, als umgekehrt der Einfluss von Beziehungserfahrungen auf Persönlichkeitsmerkmale (Asendorpf/Wilpers 1998).

3 Fragestellung und Hypothesen

Mit unserer Studie möchten wir prüfen, wie stabil die partnerbezogenen Bindungsdimensionen Angst und Vermeidung sind und ob sie über einen Zeitraum von acht Monaten weniger stabil sind als inhaltlich nahe Persönlichkeitsmerkmale. Wir versuchen zu beantworten, inwieweit die Bindung an einen Partner von wahrgenommenen Veränderungen, die im Beziehungsleben auftreten, beeinflusst wird. Darüber hinaus verfolgen wir das Ziel, den Zusammenhang zwischen Persönlichkeit und Bindung auf verschiedenen Abstraktionsebenen zu analysieren. Da von der allgemeinen Bindung angenommen wird, dass sie eher übergreifend in verschiedenen Beziehungen wirksam ist, kann vermutet werden, dass sie auch stärker mit stabilen übergreifenden Persönlichkeitsmerkmalen zusammenhängt als die partnerbezogene Bindung. Letztere sollte in stärkerem Ausmaß von beziehungs-spezifischen Erfahrungen bestimmt werden. Aufgrund bisheriger Befunde nehmen wir an, dass die als weitgehend stabil konzipierten grundlegenden Persönlichkeitseigenschaften Neurotizismus und Verträglichkeit der *Big Five* besser die partnerbezogenen Bindungsdimensionen vorhersagen als umgekehrt die partnerbezogenen Bindungsdimensionen die Persönlichkeit.

Aus dem bisher Ausgeführten lassen sich die folgenden konkreten Hypothesen ableiten:

Hypothese 1: Die partnerbezogene Bindungsdimension Vermeidung erweist sich über einen Zeitraum von acht Monaten stabiler als die partnerbezogene Bindungsangst.

Hypothese 2: Die partnerbezogenen Bindungsdimensionen sind über acht Monate weniger stabil als inhaltlich ähnliche Persönlichkeitsmerkmale.

2a. Partnerbezogene Bindungsangst ist weniger stabil als Neurotizismus.

2b. Partnerbezogene Bindungsvermeidung ist weniger stabil als Verträglichkeit.

Hypothese 3: Die partnerbezogenen Bindungsdimensionen Angst und Vermeidung werden durch Veränderungen im Beziehungsleben beeinflusst.

Hypothese 4: Die Bewertung der Beziehungsveränderungen beeinflusst die partnerbezogenen Bindungsdimensionen Angst und Vermeidung.

4a. Positiv bewertete Änderungen im Beziehungserleben gehen mit einer Abnahme von Angst und Vermeidung einher.

4b. Negativ bewertete Änderungen im Beziehungserleben gehen mit einer Zunahme von Angst und Vermeidung einher.

Hypothese 5: Die generellen Persönlichkeitsmerkmale sind bessere Prädiktoren für die allgemeinen Bindungsdimensionen als für die partnerbezogenen Bindungsdimensionen.

5a. Neurotizismus sagt besser die allgemeine Bindungsangst als die partnerbezogene Bindungsangst vorher.

5b. Verträglichkeit sagt besser die allgemeine Bindungsvermeidung als die partnerbezogene Bindungsvermeidung vorher.

Hypothese 6: Die Einflüsse der Persönlichkeitsmerkmale auf die partnerbezogenen Bindungsdimensionen sind stärker, als die Einflüsse der Bindungsdimensionen auf Persönlichkeitsmerkmale.

6a. Der Einfluss von Neurotizismus auf partnerbezogene Bindungsangst ist stärker, als der Einfluss von partnerbezogener Bindungsangst auf den Neurotizismus.

6b. Der Einfluss von Verträglichkeit auf die partnerbezogene Bindungsvermeidung ist stärker, als der Einfluss der partnerbezogenen Bindungsvermeidung auf Verträglichkeit.

4 Methode

Wir befragten Psychologie-StudentInnen der Ruhr-Universität Bochum im Längsschnitt über acht Monate mit insgesamt drei Messzeitpunkten.

4.1 Beschreibung der Messinstrumente

Die folgenden demographischen Variablen wurden zu allen drei Messzeitpunkten erfasst: Geschlecht, Alter, Familienstand, Beziehungsstatus (Single, feste Beziehung oder verheiratet) und Wohnsituation. Bei bestehender Partnerschaft wurde zudem die Beziehungsdauer erfragt. Zum ersten Messzeitpunkt wurde erfasst, ob sich im letzten halben Jahr die Lebenssituation der Probanden deutlich verändert habe. Falls dies der Fall war, sollten sie mit eigenen Worten beschreiben, inwiefern sich ihre Lebenssituation verändert hat. Zum zweiten Messzeitpunkt wurden die Probanden gefragt, ob die zum ersten Messzeitpunkt (drei Monate zuvor) geführte Beziehung noch besteht und ob sich ihre Lebenssituation seit der letzten Befragung stark verändert hat. Die Probanden, die diese Frage bejahten, sollten wiederum angeben, inwiefern sich ihre Lebenssituation verändert hat. Hierfür wurden

drei Kategorien vorgegeben: Ortswechsel, Änderungen im Beruf/Studium und Veränderungen im Beziehungsleben (z.B. Trennung/neue(r) Partner(in)), Mehrfachnennungen waren möglich. Die vorgegebenen Kategorien basierten auf den offenen Antworten zur Veränderung von Lebenssituation des ersten Messzeitpunkts. Da sich diese Messung der Veränderung im Beziehungsleben zum zweiten Messzeitpunkt als zu undifferenziert erwies, wurde zum dritten Messzeitpunkt ein Rating zur Erfassung der Veränderung im Beziehungsleben vorgegeben (Frage: „Inwieweit hat sich seit der letzten Befragung Ihr Beziehungserleben verändert?“). Dieses Item wurde auf einer Rating-Skala von gar nicht (1) bis sehr (7) beurteilt. Zudem wurde anhand einer sieben-stufigen bipolaren Skala summarisch erfasst, wie diese Beziehungsveränderungen bewertet wurden. Die Frage lautete: „Insgesamt finde ich diese Beziehungsveränderungen sehr negativ (-3) bzw. sehr positiv (+3)“.

Die folgenden Messinstrumente wurden zur Erfassung von Bindung und Persönlichkeit eingesetzt:

Es wird argumentiert, dass eine kontinuierliche (statt kategoriale) Erfassung der Dynamik des Bindungssystems besser gerecht wird (Scharfe/Bartholomew 1994; Fraley/Waller 1998). Daher wurde die *partnerbezogene Bindung* mit Hilfe der Skalen zur Erfassung von Bindungsrepräsentationen in Paarbeziehungen von Grau (1999) erhoben. Dieser Fragebogen misst die beiden Dimensionen *Angst* (10 Items) und *Vermeidung* (10 Items). Wir erfassten die generelle partnerbezogene Bindung. Mit dieser beziehungspezifischen aber nicht zielpersonenspezifischen Messung konnten auch Singles berücksichtigt werden. Ein Beispiel-Item für Angst lautet: „Ich habe Angst, dass ein Partner/eine Partnerin die Beziehung zu mir abbricht.“ Ein Beispiel-Item für Vermeidung lautet: „Ich bin gewöhnlich lieber allein, als mit einem/einer Partnerin zusammen.“ Die Befragten beurteilten die zwanzig Aussagen jeweils auf einer sieben-stufigen Skala mit den Endpunkten „stimmt nicht“ und „stimmt völlig“.

Die Erfassung der *allgemeinen Bindung* erfolgte in einer Version von Grau (1999), in der die 20 Items des Fragebogens ohne Bezug auf einen Partner formuliert sind und ebenfalls mit einer 7-stufigen Skala erfasst werden (z.B. „Ich bin gewöhnlich lieber allein, als mit anderen zusammen.“). Zur besseren Abgrenzung der Konstrukte und um systematische Reihenfolge-Effekte zu verhindern, wurde darauf geachtet, dass die Abfrage der allgemeinen und partnerbezogenen Bindung nicht direkt aufeinander folgte und in der Reihenfolge variierte.¹

Obwohl in der Skala zur Erfassung der allgemeinen Bindung eine recht heterogene Gruppe von Zielpersonen (Menschen allgemein, Freunde oder Bekannte) angesprochen wird, weisen die beiden Sub-Skalen *allgemeine Bindungsangst* und *allgemeine Bindungsvermeidung* bei Grau (1994) gute interne Konsistenzen auf ($\alpha = .80$ bis $\alpha = .86$), was indirekt ein Hinweis auf eine gewisse Invarianz des Bindungserlebens in verschiedenen Beziehungen ist und auf eine generelle Bindungs-

¹ Version A: Demografische Variablen, Lebens- und Beziehungsveränderungen, partnerbezogene Bindung, Persönlichkeit, allgemeine Bindung. Version B: Allgemeine Bindung, Persönlichkeit, partnerbezogene Bindung, demografische Variablen, Lebens- und Beziehungsveränderungen.

orientierung hindeutet. Die auf diese Weise dimensional erfasste allgemeine Bindung hängt deutlich mit der partnerbezogenen Bindung zusammen ($r = .33$ bis $r = .70$). Allerdings korreliert die allgemeine Bindung höher mit Personmerkmalen, die partnerbezogene Bindung hingegen höher mit Merkmalen (z.B. Glück) der Partnerschaft (Grau, 1994).

Neurotizismus und Verträglichkeit wurden mit den entsprechenden Skalen des NEO-FFI von Borkenau und Ostendorf (1993) erfasst. Neurotizismus: Personen mit hohen Werten neigen dazu nervös, ängstlich und unsicher zu sein; haben unrealistische Ideen; reagieren unangemessen auf Stresssituationen und werden von negativen Gefühlszuständen manchmal überwältigt. Verträglichkeit: Personen mit hohen Werten sind altruistisch, mitfühlend und harmoniebedürftig; neigen zu Vertrauen, Kooperativität und Nachgiebigkeit. Beide Dimensionen wurden jeweils mit 12 Items erfasst, die jeweils anhand eines 5-stufigen Ratings (1 = starke Ablehnung, 2 = Ablehnung, 3 = Neutral, 4 = Zustimmung, 5 = starke Zustimmung) beurteilt werden sollten.

4.2 Stichprobe

Die Stichprobe wurde in Pflichtveranstaltungen der Sozialpsychologie während der ersten beiden Semester rekrutiert. Die drei Erhebungszeitpunkte fanden innerhalb von acht Monaten statt, wobei der erste Messzeitpunkt zu Beginn des ersten Semesters, der zweite Messzeitpunkt drei Monate später am Ende des ersten Semesters und der dritte Messzeitpunkt am Ende des zweiten Semesters weitere fünf Monate später lag.

Am ersten Messzeitpunkt nahmen 121 Studierende teil (27 Männer, 94 Frauen), die im Mittel 26 Jahre alt waren (Minimum = 19, Maximum = 51). 67 lebten in einer festen Beziehung, 33 waren verheiratet und 21 Single. Am zweiten Messzeitpunkt nahmen noch 100 Personen teil (82.6%; 82 Frauen und 18 Männer). 57 lebten in einer festen Beziehung, 16 waren verheiratet und 27 Singles. Am dritten Messzeitpunkt nahmen noch 57 Personen teil (47.1% von den 121 Studierenden des ersten Messzeitpunktes; 45 Frauen und 12 Männer). Von den 57 Personen lebten 34 in einer festen Beziehung, 8 waren verheiratet und 14 waren Singles (eine Angabe fehlte).

Die Stichprobe umfasste also 57 Personen, die zu allen drei Messzeitpunkten befragt werden konnten. Diejenigen, die zum zweiten bzw. dritten Messzeitpunkt (MZP) nicht mehr befragt werden konnten, waren entweder nur am Befragungstag nicht da, hatten nicht mehr am Seminar teilgenommen oder waren möglicherweise sogar ganz aus dem Studium ausgestiegen. In der Tendenz waren diejenigen, die bereits nach der ersten oder zweiten Messung aus der Stichprobe heraus gefallen waren, älter und signifikant häufiger männlich (χ^2 ($df = 2$) = 6.89, $p < .05$) als diejenigen, die bis zum dritten Messzeitpunkt teilgenommen hatten. Keine Unterschiede zwischen den Gruppen zeigten sich hingegen beim Familienstand, dem Vorhandensein von Kindern und dem Beziehungsstatus (Single oder festen Partner). Besonders wichtig für die Bewertung der Ergebnisse ist, dass die Gruppen sich nicht in der Bindungsangst oder -vermeidung unterschieden ($F(4, 234) =$

.310, n.s.) und auch nicht in den erlebten Lebensveränderungen vor dem ersten Messzeitpunkt (χ^2 (df = 2) = 2.41 n.s.). Zudem unterschieden sich die drei Gruppen nicht in ihrer Erfahrung mit kürzeren (höchstens sechs Monate) und längeren Beziehungen (mindestens sechs Monate); $F(4, 148) = .894$, n.s.

Mit der Länge der Teilnahme stieg lediglich die Angabe von Veränderungen im Berufsleben marginal (χ^2 (df = 2) = 5.67, $p < .10$).

Die hohe *drop-out*-Quote sowie der Überhang männlicher Abbrecher in unserer Stichprobe ist leicht erklärbar, betrachtet man die hohe Quote von Studienabbrechern und Fachwechslern von bis zu 68% bei Erstimmatrikulierten in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Dabei brechen mehr Männer als Frauen ihr Studium ab (Heublein/Schmelzer/Sommer 2005). Der Ausstieg aus der Befragung scheint also eher etwas mit dem Studium als mit dem Beziehungsleben zu tun zu haben. Insgesamt lässt sich festhalten, dass die drei Stichproben in den für die Untersuchung wesentlichen beziehungsrelevanten Merkmalen keine substantiellen Unterschiede aufwiesen.

5 Ergebnisse

5.1 Interne Konsistenzen und Interkorrelationen

Die internen Konsistenzen (Cronbachs α) der partnerbezogenen Bindung sind zu allen drei Messzeitpunkten sowohl für die Dimension Angst ($\alpha = .87$ bis $\alpha = .92$) als auch für die Dimension Vermeidung ($\alpha = .82$ - $.88$) sehr überzeugend. Dies gilt ebenfalls für die nur zum dritten Messzeitpunkt erfasste allgemeine Bindungsangst ($\alpha = .87$) und allgemeine Bindungsvermeidung ($\alpha = .83$). Die internen Konsistenzen sind für Neurotizismus ($\alpha = .82$ bis $\alpha = .88$.) gut und für Verträglichkeit² ($\alpha = .65$ bis $\alpha = .71$) zufrieden stellend.

Wie Tabelle 1 mit den Interkorrelationen der Skalen zu den jeweiligen Messzeitpunkten zeigt, hängen die Dimensionen partnerbezogene Angst und Vermeidung nur zum dritten Messzeitpunkt zusammen ($r = .30$, $p < .05$). Die partnerbezogene Vermeidung hängt zu allen drei Messzeitpunkten negativ mit Verträglichkeit zusammen ($t_1 r = -.34$, $p < .01$; $t_2 r = -.40$, $p < .01$; $t_3 r = -.39$, $p < .01$), ebenso wie die allgemeine Vermeidung, die zum dritten Messzeitpunkt erfasst wurde ($r = -.42$, $p < .01$). Partnerbezogene Angst hängt zum ersten und zweiten Messzeitpunkt mit Neurotizismus zusammen ($r = .34$, $p < .01$ und $r = .25$, $p < .05$); zum dritten Messzeitpunkt ist die Korrelation mit $r = .24$ nicht signifikant. Die allgemeine Angst hingegen korreliert zum dritten Messzeitpunkt hoch mit Neurotizismus ($r = .59$, $p < .01$). Der Unterschied zwischen den beiden Korrelationen ist bei einsei-

² Item 4 der Skala Verträglichkeit wurde aufgrund der geringen Trennschärfe beim dritten Messzeitpunkt ($r_{it} = .07$) ausgeschlossen, sodass die Skala Verträglichkeit 11 Items umfasst.

tiger Testung signifikant ($z = 3.25, p < .01$).³ Sowohl partnerbezogene und allgemeine Angst ($r = .69, p < .001$) als auch partnerbezogene und allgemeine Vermeidung ($r = .87, p < .001$) korrelieren miteinander.

Tabelle 1: Interkorrelationen der Skalen innerhalb der Messzeitpunkte

Variablen	Messzeitpunkte		
	t 1	t 2	t 3
P-Angst/P-Vermeidung	.05	.13	.30*
P-Angst/Neurotizismus	.34**	.25*	.24
P-Angst/Verträglichkeit	-.27**	-.11	-.12
P-Vermeidung/Neurotizismus	.02	-.01	.04
P-Vermeidung/Verträglichkeit	-.34**	-.40**	-.39**
Verträglichkeit/Neurotizismus	-.10	-.07	-.01
A-Angst/A-Vermeidung			.19
P-Angst/A-Angst			.69**
P-Vermeidung/A-Vermeidung			.87**
P-Angst/A-Vermeidung			.28*
P-Vermeidung/A-Angst			.20
A-Angst/Neurotizismus			.59**
A-Angst/Verträglichkeit			-.17
A-Vermeidung/Neurotizismus			-.01
A-Vermeidung/Verträglichkeit			-.42**

Anmerkung: t1: N = 121, t2: N = 99, t3: N = 57; * $p < .05$, ** $p < .01$.

5.2 Stabilität der partnerbezogenen Bindungsangst und Bindungsvermeidung im Vergleich

Die Retest-Reliabilität von Bindungsangst über acht Monate liegt bei $r_{tt} = .60$, die für Bindungsvermeidung bei $r_{tt} = .68$ (siehe Tabelle 2). Die beiden Korrelationen unterscheiden sich nicht signifikant ($z = .72$).⁴ Damit lässt sich Hypothese 1, die annimmt, dass sich partnerbezogene Bindungsvermeidung als stabiler erweist als partnerbezogene Bindungsangst, nicht bestätigen.

5.3 Stabilität der Bindungs- und Persönlichkeitsdimensionen im Vergleich

Wir prüften Hypothese 2 folgend, die Stabilität der Bindungsdimensionen im Vergleich zur Stabilität von Neurotizismus und Verträglichkeit.

³ Berechnung auf Basis der empfohlenen Formel von Bortz (1993: 205) zum Vergleich von überlappenden Korrelationskoeffizienten. Der kritische z-Wert bei einseitiger Testung auf einem 1%-Niveau liegt bei $z = 2.33$.

⁴ Berechnung auf der Basis der empfohlenen Formel von Raghunathan, Rosenthal und Rubin (1996) zum Vergleich von nicht überlappenden Korrelationskoeffizienten. Der kritische z-Wert bei einseitiger Testung auf einem 5%-Niveau liegt bei $z = 1.65$ und auf dem 1%-Niveau bei $z = 2.33$.

Die Retest-Reliabilitäten der Bindungs- und der Persönlichkeitsdimensionen sind in Tabelle 2 dargestellt. Mit $r_{tt} = .68$ und $r_{tt} = .67$ sind die Retest-Reliabilitäten von Vermeidung und Verträglichkeit über acht Monate nahezu identisch. Auch der Retest Angst ($r_{tt}=.60$) ist vom Retest Neurotizismus ($r_{tt}=.73$) über diesen Zeitraum nicht signifikant verschieden ($z = 1.09$). Damit lässt sich Hypothese 2, die eine geringere Stabilität der partnerbezogenen Bindungsdimensionen im Vergleich zu den Persönlichkeitsdimensionen postuliert, nicht bestätigen.

Tabelle 2: Retest-Reliabilitäten der partnerbezogenen Bindungsdimensionen Angst und Vermeidung und der Persönlichkeitseigenschaften Neurotizismus und Verträglichkeit (Pearson-Korrelationen)

Variablen	r (MZP1/2)	r (MZP2/3)	R (MZP1/3)
Angst	.77 (N = 99)	.75 (N = 57)	.60 (N = 57)
Vermeidung	.83 (N = 99)	.78 (N = 57)	.68 (N = 57)
Neurotizismus	.85 (N = 100)	.79 (N = 57)	.73 (N = 57)
Verträglichkeit	.74 (N = 100)	.84 (N = 57)	.67 (N = 57)

Anmerkung: MZP 1/2: zeitlicher Abstand drei Monate; MZP 2/3: zeitlicher Abstand fünf Monate; MZP 1/3: zeitlicher Abstand acht Monate.

5.4 Partnerbezogene Bindungsdimensionen und Beziehungsveränderungen

Um zu prüfen, inwieweit Beziehungsveränderungen einen Einfluss auf die partnerbezogenen Bindungsdimensionen haben (Hypothese 3), berechneten wir Partiale Korrelationen zwischen dem Ausmaß, in dem Beziehungsveränderungen angegeben wurden, und den beiden Bindungsdimensionen. Entsprechend wurden die zum dritten Messzeitpunkt angegebenen Beziehungsveränderungen (1 = gar nicht bis 7 = sehr) mit der Bindungsangst des gleichen Messzeitpunkts korreliert, wobei die Bindungsangst des zweiten Messzeitpunkts bei der Berechnung der Korrelation herauspartialisiert wurde. Entsprechend wurde bei der Bindungsvermeidung verfahren. Sowohl die Bindungsangst ($r = .15$, n.s., $N = 53$) als auch die Bindungsvermeidung ($r = .03$, n.s., $N = 53$) stehen in keinem Zusammenhang mit Beziehungsveränderungen.

Es ist jedoch nahe liegend, zu vermuten, dass die Bewertung der Beziehungsveränderungen einen Einfluss auf Angst und Vermeidung haben (Hypothese 4a und 4b). Daher wurden Partiale Korrelationen zwischen Beziehungsveränderungen und Angst bzw. Vermeidung berechnet, wobei nur diejenigen einbezogen werden konnten, die Beziehungsveränderungen angaben ($N = 42$). Die Bewertung der Beziehungsveränderungen wurde summarisch bipolar erfasst. 12 Probanden bewerteten die Beziehungsveränderungen als neutral (0), 29 Probanden bewerteten die Beziehungsveränderungen als positiv (+1 bis +3) und 7 Probanden als negativ (-1 bis -2). Um den Zusammenhang zwischen positiven Beziehungsveränderungen und Bindungsangst bzw. Bindungsvermeidung einerseits und negativen Beziehungsveränderungen und Angst und Vermeidung andererseits festzustellen, wurden zwei Gruppen gebildet. In Anlehnung an die Vorgehensweise von Sprecher (1986) wur-

den für die Analyse des Zusammenhangs zwischen den Bindungsdimensionen und positiven Beziehungsveränderungen diejenigen einbezogen, die die Beziehungsveränderungen neutral (0) bis sehr positiv (+3) beurteilten. Zur Berechnung der negativen Bewertung der Beziehungsveränderungen wurden diejenigen einbezogen, die die Beziehungsveränderungen von neutral (0) bis sehr negativ (-2) bewerteten.

Die Berechnung der Partialkorrelation Beziehungsveränderungen/Bindungsangst zum dritten Messzeitpunkt für Personen mit neutralen bzw. positiven Beziehungsveränderungen mit Bindungsangst des zweiten Messzeitpunkts als Kontrollvariable zeigt mit $r = -.36$ ($p < .05$, $N = 41$) bei einseitiger Testung einen signifikanten Zusammenhang. Dieses Ergebnis ist auch dann gegeben, wenn nur diejenigen in die Analyse einbezogen werden, die die Beziehungsveränderungen positiv bewertet haben, $r = -.44$ ($p = .01$, $N = 29$). Je positiver die Beziehungsveränderungen bewertet werden, desto geringer ist die Bindungsangst. Für die Personen mit positiv bzw. neutral bewerteten Beziehungsveränderungen liegt zwischen der Beziehungsveränderungen und Bindungsvermeidung des dritten Messzeitpunkts – bei Kontrolle der Bindungsvermeidung des zweiten Messzeitpunkts – kein Zusammenhang vor ($r = -.25$, n.s., $N = 41$). Dieser zeigt sich auch dann nicht, wenn nur diejenigen in die Analyse einbezogen werden, die die Beziehungsveränderungen positiv bewertet haben ($r = -.18$, n.s., $N = 29$).

Für diejenigen, die die Beziehungsveränderungen negativ bzw. neutral bewertet haben, zeigt sich bei einseitiger Testung ein negativer Zusammenhang zwischen der Bewertung der Beziehungsveränderungen und Angst bei Kontrolle der Angst des zweiten Messzeitpunkts ($r = -.67$, $p < .01$, $N = 19$), der auch dann vorhanden ist, wenn nur diejenigen in die Analyse einbezogen werden, die negative Beziehungsveränderungen angegeben haben ($r = -.80$, $p < .01$, $N = 7$). Je negativer die Beziehungsveränderungen bewertet werden, desto stärker ist die Bindungsangst ausgeprägt. Für Personen, die die Beziehungsveränderungen negativ bzw. neutral bewerteten, ist die Korrelation zwischen Bewertung der Beziehungsveränderungen und Bindungsvermeidung bei Kontrolle der Bindungsvermeidung des zweiten Messzeitpunkts nahezu null ($r = -.09$, n.s., $N = 19$). Die Korrelation wird auch dann nicht signifikant, wenn nur diejenigen in die Analyse einbezogen werden, die negative Beziehungsveränderungen angegeben haben ($r = -.30$, n.s., $N = 7$).

Für Hypothese 3 kann festgehalten werden, dass Beziehungsveränderungen allein nicht mit Veränderungen der partnerbezogenen Bindungsdimensionen einhergehen. Deutlich wird vielmehr, dass es auf die Bewertung dieser Veränderungen ankommt (Hypothese 4): Bindungsangst nimmt wie erwartet (Hypothese 4 b) mit positiv bewerteten Beziehungsveränderungen ab und mit negativ bewerteten Veränderungen in der Beziehung zu. Die Bindungsvermeidung hingegen steht in keinem Zusammenhang mit negativ und positiv bewerteten Veränderungen in der Beziehung.

5.5 Bindungsdimensionen und Persönlichkeitsdimensionen

Es wurde geprüft, inwieweit Neurotizismus und Verträglichkeit eher die allgemeinen als die partnerbezogenen Bindungsdimensionen vorhersagen können (Hypothese 5). Dazu wurden vier schrittweise multiple Regressionsanalysen mit den abhängigen Variablen allgemeine Bindungsangst, partnerbezogene Bindungsangst, allgemeine Bindungsvermeidung und partnerbezogene Bindungsvermeidung (alle dritter Messzeitpunkt) gerechnet. Als Prädiktoren wurden jeweils Neurotizismus und Verträglichkeit des ersten Messzeitpunkts eingesetzt.

Tabelle 3: Vorhersage von partnerbezogener (P-Angst) und allgemeiner Bindungsangst (A-Angst) bzw. partnerbezogener (P-Vermeidung) und allgemeiner Bindungsvermeidung (A-Vermeidung) des dritten Messzeitpunkts durch Neurotizismus und Verträglichkeit des ersten Messzeitpunkts

Variable	R	Beta	T	p	R	R ²	Df	F
P-Angst durch					.34	.11	1, 55	7.09**
Neurotizismus	.34**	.34**	2.66	.010				
Ausgeschlossene Variablen		Beta In						
Verträglichkeit	-.16	-.14	-1.09	.280				
A-Angst durch					.73	.53	1, 55	62.3**
Neurotizismus	.73**	.73**	7.90	.000				
Ausgeschlossene Variablen		Beta In						
Verträglichkeit	-.07	-.03	-.31	.756				
P-Vermeidung durch					.47	.22	1, 55	15.19**
Verträglichkeit	-.47**	-.47**	-3.99	.001				
Ausgeschlossene Variablen		Beta In						
Neurotizismus	.05	.02	.19	.852				
A-Vermeidung durch					.46	.22	1, 55	15.12**
Verträglichkeit	-.46**	-.46**	-3.88	.001				
Ausgeschlossene Variablen		Beta In						
Neurotizismus	.04	-.00	-.02	.983				

* $p < .05$; ** $p < .001$.

Aus Tabelle 3 ist ersichtlich, dass sowohl die partnerbezogene als auch die allgemeine Bindungsangst durch den Prädiktor Neurotizismus vorhergesagt werden können. Die Varianzaufklärung von allgemeiner Bindungsangst durch Neurotizismus fällt mit 53% im Vergleich zu partnerbezogener Bindungsangst mit 11% besonders hoch aus. Der Vergleich der Korrelation von Neurotizismus und partnerbezogener Bindungsangst ($r = .34$) einerseits mit der Korrelation von Neurotizismus und allgemeiner Bindungsangst ($r = .73$) andererseits zeigt, dass die Zusammenhänge signifikant verschieden sind ($z = 3.97$, $p < .01$ bei einseitiger Testung;

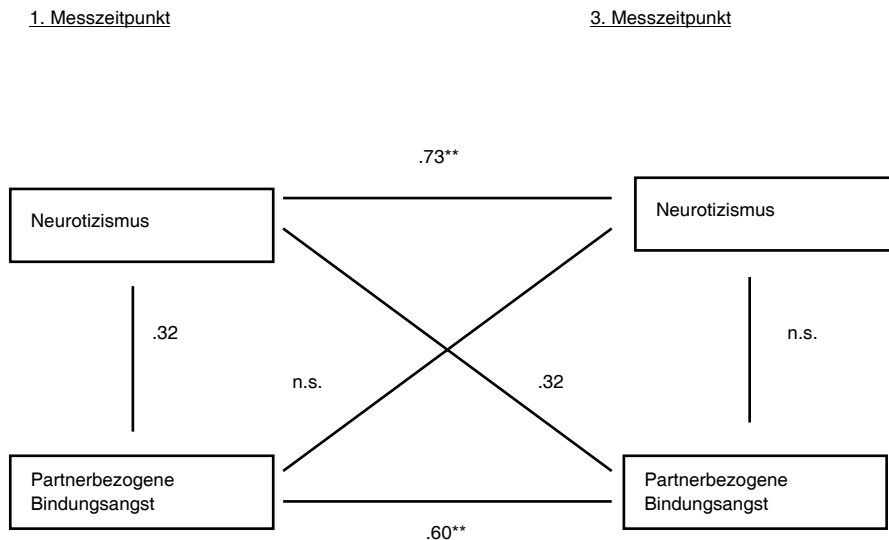
siehe Fußnote 2). Neurotizismus sagt die allgemeine Bindungsangst nach acht Monaten besser vorher als die partnerbezogene Bindungsangst.

Aus Tabelle 3 ist ersichtlich, dass die Verträglichkeit die partnerbezogene Bindungsvermeidung mit einer Varianzaufklärung von 22% genauso gut erklärt wie die allgemeine Bindungsvermeidung.

Es bleibt in Bezug auf Hypothese 5 festzuhalten, dass sowohl die partnerbezogene Bindungsangst als auch die allgemeine Bindungsangst durch Neurotizismus vorhergesagt werden können. Hypothesenkonform erklärt Neurotizismus die allgemeine Bindungsangst besser als die partnerbezogene Bindungsangst (Hypothese 5 a). Die Varianzaufklärung von allgemeiner und partnerbezogener Bindungsvermeidung durch Verträglichkeit ist dagegen identisch (Hypothese 5 b).

Die Wirkungsrichtung von Bindung und Persönlichkeit (siehe Hypothese 6) prüften wir mit Hilfe einer *cross-lagged panel*-Analyse (Kenny, 1975). Von zentraler Bedeutung für die Beantwortung nach kausaler Priorität (vgl. Rudinger/Bierhoff 1980) sind die verzögerten Kreuzkorrelationen. Die beiden Autokorrelationen r (Neurotizismus 1. MZP, Neurotizismus 3. MZP) und r (Bindungsangst 1. MZP, Bindungsangst 3. MZP) und die synchronen Korrelationen r (Neurotizismus 1. MZP, Bindungsangst 1. MZP) und r (Neurotizismus 3. MZP, Bindungsangst 3. MZP) bestimmen den interpretativen Kontext.

Abbildung 1: Korrelationen zwischen partnerbezogener Bindung und Neurotizismus innerhalb und zwischen den Messzeitpunkten (N = 57)



** $p < .01$, * $p < .05$

Wie in Abbildung 1 zu sehen ist, korreliert Neurotizismus (1. MZP) signifikant mit partnerbezogener Bindungsangst (3. MZP). Dagegen ist die Korrelation zwischen

partnerbezogener Bindungsangst (1. MZP) und Neurotizismus (3. MZP) nicht signifikant.

Dieses Ergebnis weist darauf hin, dass Neurotizismus eher die partnerbezogene Bindungsangst beeinflusst als umgekehrt. Die Korrelation zwischen Verträglichkeit (1. MZP) und partnerbezogener Bindungsvermeidung (3. MZP) fällt mit $r = -.47$ ($p < .01$) relativ hoch aus. Der Zusammenhang zwischen Bindungsvermeidung (1. MZP) und Verträglichkeit (3. MZP) liegt bei $r = -.35$ und ist mit $p < .01$ ebenso signifikant. Hypothese 6 a wird bestätigt, da partnerbezogene Bindungsangst durch Neurotizismus vorhergesagt wird, nicht aber Neurotizismus durch Bindungsangst. Für Bindungsvermeidung und Verträglichkeit kann die Richtung des Einflusses nicht festgelegt werden (Hypothese 6b).

6 Diskussion

Wie in den Hypothesen angenommen, besteht ein Zusammenhang zwischen Persönlichkeitsdimensionen und Bindungsdimensionen: Bindungsangst lässt sich durch Neurotizismus und Bindungsvermeidung durch Verträglichkeit vorhersagen. Diese Ergebnisse sind mit den Befunden von Shaver und Brennan (1992) im Einklang, die fanden, dass Neurotizismus die ängstliche Bindung vorhersagt und sich vor allem Verträglichkeit als negativer Prädiktor des vermeidenden Bindungsstils erweist.

Darüber hinaus zeigt unsere Studie, dass wie erwartet über den Zeitraum von acht Monaten die allgemeine Bindungsangst durch Neurotizismus besser vorhergesagt wird als die partnerbezogene Bindungsangst. Neurotizismus kommt somit mehr in der allgemeinen Bindungsangst, die viele Beziehungen betrifft, zum Ausdruck als in der beziehungspezifischen Bindungsangst. Die allgemeine und partnerbezogene Bindungsvermeidung lassen sich hingegen gleichermaßen gut durch die Verträglichkeit vorhersagen. Im Vergleich zur partnerbezogenen Bindungsangst weist die partnerbezogene Bindungsvermeidung somit eine geringere Spezifität auf.

Unterstützt wird dieses Ergebnis durch die signifikant unterschiedliche Korrelation ($z = 2.76$, siehe Fußnote 3) der partnerbezogenen Bindungsvermeidung mit allgemeiner Bindungsvermeidung ($r = .87$) im Vergleich zu partnerbezogener Angst mit allgemeiner Angst ($r = .69$). Dieses Ergebnis ist in Einklang mit Grau (1999), die für die auf den aktuellen Partner bezogene Bindungsvermeidung (Korrelation mit allgemeiner Bindungsvermeidung $r = .71$) eine höhere Generalität als für die auf den aktuellen Partner bezogene Bindungsangst (Korrelation mit allgemeiner Bindungsangst $r = .39$) findet.

Auch unsere *cross-lagged-panel*-Analyse zum Einfluss der Persönlichkeitsdimensionen auf die Bindungsdimensionen belegt die Notwendigkeit einer differenzierten Betrachtung von Bindungsangst und -vermeidung. Für die partnerschaftliche Bindungsangst zeigt sich, dass sie stärker vom Neurotizismus beeinflusst wird, als dass von der Bindungsangst eine Wirkung auf den Neurotizismus ausgeht. Für die partnerbezogene Bindungsangst spielt somit offenbar die generelle Neigung

einer Person, auf Stress nervös und ängstlich zu reagieren und sich von Gefühlen überwältigen zu lassen, wie sie durch den Neurotizismus repräsentiert wird, eine Rolle. Der gefundene Einfluss von Neurotizismus auf die partnerbezogene Bindungsangst steht im Einklang mit Asendorpf und Wilpers (1998), die einen stärkeren Einfluss von Persönlichkeitsmerkmalen auf soziale Beziehungen fanden als umgekehrt. Einschränkend ist zu beachten, dass die kausale Dominanz von Neurotizismus auf Bindungsangst nicht bedeuten muss, dass kein wechselseitiger Einfluss zwischen Neurotizismus und Bindungsangst besteht, denn die Differenz zwischen den verzögerten Kreuzkorrelationen ist zwar signifikant, aber die Interpretierbarkeit dieses Ergebnisses wird durch die hohen Autokorrelationen und die fehlende Identität der beiden synchronen Korrelationen eingeschränkt (Rudinger/Bierhoff 1980). Festzuhalten bleibt jedoch, dass Neurotizismus einen stärkeren Einfluss auf die Bindungsangst ausübt als umgekehrt.

Im Gegensatz dazu zeigt sich keine dominante Wirkungsrichtung für den Zusammenhang zwischen Verträglichkeit und partnerbezogener Bindungsvermeidung. Jedoch ist der Zusammenhang zwischen den beiden Konstrukten über den Zeitraum von acht Monaten relativ hoch (Verträglichkeit 1. MZP/Bindungsvermeidung 3. MZP $r = -.47$; Bindungsvermeidung 1. MZP/Verträglichkeit 3. MZP $r = -.35$). Einerseits verhalten sich Personen mit zunehmender Unverträglichkeit distanziert in der Partnerschaft, was darauf hinweist, dass die Distanz zum Partner durch dieses Persönlichkeitsmerkmal beeinflusst wird. Andererseits führt die distanzierte Haltung dem Partner gegenüber generell zu weniger Vertrauen und Empathie, wie es in der Unverträglichkeit zum Ausdruck kommt. Hier deutet sich ein Teufelskreis an: Durch das eigene distanzierte Verhalten (und möglicherweise auch das dadurch erzeugte Verhalten des Partners) scheinen die Eigenschaften, die die Unverträglichkeit beinhaltet, noch verstärkt zu werden, wodurch wiederum die Bindungsvermeidung verstärkt wird.

Die Retest-Reliabilitäten über einen Zeitraum von acht Monaten bestätigen nicht die von uns angenommene höhere Stabilität der partnerbezogenen Bindungsvermeidung im Vergleich zur partnerbezogenen Bindungsangst. Grau (1999) hatte den postulierten Stabilitätsunterschied von Angst und Vermeidung in der Bindung an einen konkreten Partner nachweisen können. Im Unterschied zu Grau erfassten wir die Bindungsdimensionen beziehungsspezifisch und nicht zielpersonenspezifisch. Die Vermutung liegt nahe, dass die beziehungsspezifische Bindungsangst aufgrund ihrer Repräsentation auf einer höheren Hierarchie-Ebene im kognitiven Netzwerk in einem geringeren Ausmaß als die zielpersonenspezifische Bindungsangst von den aktuellen Interaktionserfahrungen mit einem konkreten Partner abhängt. Das könnte die Diskrepanz der Befunde sehr gut erklären.

Wir nutzten in unserer Untersuchung die Retest-Reliabilitäten der Persönlichkeitsdimensionen Neurotizismus und Verträglichkeit als Bewertungsstandard zur Beurteilung der Retest-Reliabilitäten der Bindungsdimensionen. Entgegen unseren Erwartungen erweisen sich bei diesem Vergleich die Bindungsdimensionen als ähnlich stabil wie die genannten Persönlichkeitsmerkmale, die inhaltlich nah sind. Da aber die internen Konsistenzen anzeigen, dass die Messung von Verträglichkeit ($\alpha = .65$ bis $\alpha = .71$) nicht so reliabel ist, wie die Messung der Bindungsvermeidung ($\alpha = .82$ bis $\alpha = .88$), ermöglicht der hier durchgeführte Vergleich keine ab-

schließende Beurteilung. Die niedrige Retest-Reliabilität von Verträglichkeit ($r_{tt} = .67$) kann möglicherweise auch auf die relativ geringe interne Konsistenz dieser Skala zurückgeführt werden (Lienert/Raatz 1994: 181).

Was die Frage der relativen Stabilität von partnerbezogener Bindungsangst und Neurotizismus angeht, betrachten wir das vorliegende Ergebnis nur als vorläufig. In größeren Stichproben könnte durchaus ein signifikanter Unterschied zwischen den Retest-Reliabilitäten von Bindungsangst und Neurotizismus festgestellt werden, der aufgrund der kleinen Stichprobe ($N = 57$) hier nicht aufgedeckt werden konnte.

Dass der relativ niedrige Retest-Koeffizient von $r_{tt} = .60$ der partnerbezogenen Bindungsangst auf ihre Veränderbarkeit hinweist (und nicht nur auf Fehlervarianz), legt der gefundene Einfluss von Beziehungsveränderungen auf die Bindungsangst nahe. So zeigt sich ein Zusammenhang zwischen wahrgenommenen Beziehungsveränderungen und Bindungsangst, wenn die Bewertung der Beziehungsveränderungen einbezogen wird. Bei positiv bewerteten Beziehungsveränderungen nimmt die partnerbezogene Bindungsangst ab, während sie bei negativ eingestuften Veränderungen signifikant zunimmt. Davila, Karney und Bradbury (1999) fanden, dass die Sicherheit der Bindung bei Neuverheirateten über einen Zeitraum von zwei Jahren zunimmt. Unser Ergebnis zeigt, dass auch schon geringfügige positive Beziehungsveränderungen zu einer Abnahme der Bindungsangst und damit auch indirekt zu einer höheren Sicherheit der partnerbezogenen Bindung führen. Die Zunahme der partnerbezogenen Bindungsangst im Kontext negativ bewerteter Veränderungen im Beziehungsleben steht im Einklang mit der Untersuchung von Ruvolo, Fabian und Ruvolo (2001), die fanden, dass bei einer Trennung vom Partner bei Studentinnen die Sicherheit der Bindung abnimmt.

Neben den schon von Bowlby beschriebenen langfristigen Veränderungen in den Bindungsrepräsentationen, die eine Adaption an neue interpersonell relevante und deutlich veränderte Lebensumstände darstellen (Collins/Read 1994), werden von Davila und Cobb (2003) auch Bindungsveränderungen angenommen, die sich relativ kurzfristig zeigen. Diese basieren auf dem instabilen Modell vom Selbst und den Anderen. Auch wenn sich im direkten Vergleich keine Unterschiede in der zeitlichen Stabilität der beiden Bindungsdimensionen ergeben, wird die Bindungsvermeidung hier nicht durch Beziehungsveränderungen beeinflusst.

Für die praktische Anwendung kann daraus abgeleitet werden, dass es besonders bei einer ängstlichen Bindungsorientierung günstig ist, in der Partnerschaft positive Beziehungsereignisse zu erleben. Denn die Ergebnisse haben gezeigt, dass sich positive Beziehungsveränderungen in Richtung einer Verringerung der Bindungsängstlichkeit auswirken. Dieses Potenzial einer positiven Beziehungsentwicklung kann eingesetzt werden, um die Unsicherheit in der Bindung abzubauen. Es ist auch darauf hinzuweisen, dass die Beziehungsveränderungen, die zu einer Verringerung der Bindungsangst führten, relativ geringfügig waren. Daher kann angenommen werden, dass sich solche Veränderungen auch in dem täglichen Erleben gezielt implementieren lassen, wenn die Partner das anstreben.

Obwohl wir ganz bewusst Studierende in den ersten Semestern untersuchten, da wir vermuteten, dass bei ihnen Beziehungsveränderungen häufig stattfinden, hatten nur 42 Personen Beziehungsveränderungen angegeben, so dass die Aussage-

kraft der Befunde eingeschränkt ist. In zukünftigen Untersuchungen wäre es neben dem Ziel, eine größere Stichprobe über einen längeren Zeitraum zu untersuchen, wünschenswert, die Auswirkungen von Beziehungsveränderungen prospektiv zu erfassen, indem beispielsweise Personen vor und nach der Heirat befragt werden.

Wiederholte Messungen haben den Vorteil, dass Längsschnittanalysen durchgeführt werden können, die auf kausale Zusammenhänge verweisen. Ein Nachteil liegt darin, dass über die Messzeitpunkte Teilnehmer der Ausgangsstichprobe verloren gehen. Ein methodisches Problem der vorliegenden Studie ist die Reduktion der Stichprobe. Diese scheint vor allem auf das Studium zurückzuführen zu sein und nicht in Zusammenhang mit den untersuchten Konstrukten zu stehen.

Studiumsbedingt gibt es in unserer Stichprobe einen Überhang weiblicher Probanden. Diese unterscheiden sich jedoch im Ausmaß von Bindungsangst und Bindungsvermeidung zum ersten Messzeitpunkt nicht von den männlichen Befragten ($F(2, 118) = 1.384, n.s.$), auch nicht in der Häufigkeit von Lebensveränderungen allgemein ($\chi^2(df = 1) = .985, n.s.$) noch in den Veränderungen im Beziehungsleben ($\chi^2(df = 1) = .886, n.s.$). Zudem fehlen theoretische Hinweise, die geschlechtsabhängige Unterschiede in der Stabilität der Bindungsdimensionen sowie Unterschiede in der Wirkung von Lebensveränderungen nahe legen würden. Lopez und Gormley (2002) finden in ihrer Längsschnittstudie mit 207 Studierenden keinen Geschlechtseffekt für die absolute Anzahl von Lebensveränderungen und deren Einfluss auf das Wohlbefinden oder den Umgang mit Stress und intrapsychischen Konflikten. Auch der Zusammenhang zwischen Bindungsstiländerung und dem Erleben von Distress (z.B. depressive Verstimmung, persönliche Probleme) wird nicht vom Geschlecht moderiert. Demzufolge dürfte der Überhang von Frauen unter den Befragten die Ergebnisse nicht grundsätzlich beeinflussen. Die Befragten waren mit durchschnittlich 26 Jahren insgesamt verhältnismäßig jung. Dennoch verfügten sie bereits über Beziehungserfahrungen. Über zwei Drittel lebten in einer festen Beziehung oder waren sogar verheiratet, fast die Hälfte hatte bereits Erfahrung mit mehr als zwei längeren Partnerschaften (mindestens sechs Monate) und ebenso vielen kürzeren Partnerschaften (weniger als sechs Monate). Anzunehmen ist, dass Veränderungen im Beziehungsleben mit dem Alter eher ab als zunehmen und die partnerschaftliche Bindung eher stabiler wird. Wir haben bewusst eine Stichprobe ausgewählt, bei der noch mit verhältnismäßig vielen Lebens- und Beziehungsveränderungen zu rechnen ist, bei der also etwaige Einflüsse am ehesten nachweisbar sein sollten. Inwieweit gravierende Beziehungsveränderungen wie eine Scheidung oder der Tod des Lebenspartners nach vielen Jahren einer festen und stabilen Partnerschaft die Bindung auch noch in höherem Alter gravierend beeinflussen, bleibt zu prüfen. Theoretisch sollte ein ähnliches, wenn gleich möglicherweise stärker ausgeprägtes Ergebnismuster zu erwarten sein. Zu bedenken bleibt, dass die verminderte Stichprobengröße zu statistischen Problemen bei der Feststellung von signifikanten Ergebnissen führte, die die *Power* des Tests betreffen.

Insgesamt zeigen unsere Ergebnisse, dass die partnerbezogene Bindungsangst schon durch geringfügige partnerbezogene Interaktionserfahrungen in kongruenter Weise beeinflusst wird: Positive Erfahrungen wirken sich günstig aus, negative ungünstig. Die partnerbezogene Bindungsvermeidung ist weniger durch partnerbe-

zogene Interaktionserfahrungen beeinflussbar, was dem ursprünglichen Konzept der frühkindlichen Bindung von Bowlby (1969/1986) entspricht, nach dem die Bindung stabil ist und nur durch gravierende Erfahrungen beeinflusst werden kann. Zudem konnten wir nachweisen, dass der Einfluss des Neurotizismus, der in der eigenen Nervosität und Stressempfindlichkeit zum Ausdruck kommt, auf die partnerbezogene Bindungsangst stärker ist als umgekehrt. In weiteren Untersuchungen sollten Bindungsangst und Bindungsvermeidung sowohl hinsichtlich der Stabilität als auch hinsichtlich der Generalität differenziert betrachtet werden.

Literatur

- Ainsworth, M. D. S./Blehar, M. C./Waters, E./Wall, S. (1978). *Patterns of attachment. A psychological study of the strange situation*. Hillsdale: Erlbaum.
- Asendorpf, J. B. (1999). *Psychologie der Persönlichkeit*. Berlin: Springer
- Asendorpf, J. B./Banse, R./Wilpers, S./Neyer, F. J. (1997). Beziehungsspezifische Bindungsskalen für Erwachsene und ihre Validierung durch Netzwerk- und Tagebuchverfahren. *Diagnostica*, 43, S. 289-313.
- Asendorpf, J. B./Wilpers, S. (1998). Personality effects on social relationships. *Journal of Personality and Social Psychology*, 74, p. 1531-1544.
- Baldwin, M. W./Fehr, B. (1995). On the instability of attachment style ratings. *Personal Relationships*, 2, p. 247-261.
- Baldwin, M. W./Keelan, J. P. R./Fehr, B./Enns, V./Koh-Rangarajoo, E. (1996). Social-cognitive conceptualization of attachment working models: Availability and accessibility effects. *Journal of Personality and Social Psychology*, 71, p. 94-109.
- Bartholomew, K. (1990). Avoidance of intimacy: an attachment perspective. *Journal of Social and Personal Relationships*, 7, p. 147-178.
- Bartholomew, K./Harrowitz, L. M. (1991). Attachment styles among young adults. A test of a four-category model. *Journal of Personality and Social Psychology*, 61, p. 226-244.
- Bierhoff, H.-W. (2000). *Sozialpsychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Borkenau, P./Ostendorf, F. (1993). *NEO-Fünf-Faktoren Inventar (NEO-FFI)*. Göttingen: Hogrefe.
- Bortz, J. (1993). *Statistik für Sozialwissenschaftler*. Berlin: Springer.
- Bowlby, J. (1969/1986). *Bindung*. Frankfurt: Fischer.
- Brennan, K. A./Clark, C. L./Shaver, B. R. (1998). Self report measurement of adult attachment. An integrative overview. In: J. A. Simpson/S. Rholes (Eds.), *Attachment theory and close relationships* (pp. 46-76). New York: Guilford Press.
- Bretherton, I./Munholland, K. A. (1999). Internal working models in attachment relationships. A construct revisited. In: J. Cassidy/P. R. Shaver (Eds.), *Handbook of attachment: Theory, research, and clinical application* (pp. 89-111). New York: Guilford Press.
- Collins, N. L./Read, S. J. (1990). Adult attachment, working models, and relationship quality in dating couples. *Journal of Personality and Social Psychology*, 58, p. 644-663.
- Collins, N. L./Read, S. J. (1994). Cognitive representations of attachment: The structure and function of working models. In: K. Bartholomew/D. Pearlman (Eds.), *Advances in personal relationships* (Vol. 5, pp. 53-90). London: Jessica Kingsley.
- Costa, P. T. Jr./McCrae, R. R. (1985). *Revised NEO Personality Inventory (NEO PI-R): Professional manual*. Odessa, FL: Psychological Assessment Resources.
- Cozzarelli, C./Hoekstra, S. J./Bylsma, W. H. (2000). General versus specific mental models of attachment: Are they associated with different outcomes? *Personality and Social Psychology Bulletin*, 26, p. 605-618.

- Cozzarelli, C./Karafa, J. A./Collins, N. L./Tagler, M. J. (2003). Stability and change in adult attachment styles: Associations with personal vulnerabilities, life events, and global construals of self and others. *Journal of Social and Clinical Psychology*, 22, p. 315-346.
- Davila, J./Cobb, R. J. (2003). Predicting change in self-reported and interviewer-assessed adult attachment: Tests of individual difference and life stress models of attachment change. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 29, p. 859-870.
- Davila, J./Karney, B. R./Bradbury, T. N. (1999). Attachment change processes in the early years of marriage. *Journal of Personality and Social Psychology*, 76, p. 783-802.
- Feeney, J. A. (1999). Adult romantic attachment and couple relationships. In: J. Cassidy/P. R. Shaver (Eds.), *Handbook of attachment: Theory, research, and clinical applications* (pp. 355-377). New York: Guilford Press.
- Fraley, R. C./Waller, N. G. (1998). Adult attachment patterns: A test of typological model. In: J. A. Simpson/W. S. Rholes (Eds.), *Attachment theory and close relationships* (pp. 77-114). New York: Guilford Press.
- Grau, I. (1994). *Entwicklung und Validierung eines Inventars zur Erfassung von Bindungsstilen in Paarbeziehungen*. Unveröffentlichte Dissertation: Philipps-Universität Marburg.
- Grau, I. (1999). Skalen zur Erfassung von Bindungsrepräsentationen in Paarbeziehungen. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie*, 20, S. 142-152.
- Hazan, C./Shaver, P. (1987). Romantic love conceptualized as an attachment process. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52, p. 511-524.
- Hazan, C./Zeifman, D. (1999). Pair bonds as attachments. Evaluating the evidence. In: J. Cassidy/P. R. Shaver (Eds.), *Handbook of Attachment: Theory, research, and clinical applications* (pp. 336-354). New York: Guilford Press.
- Heublein, U./Schmelzer, R./Sommer, D. (2005). *Studienabbruchstudie 2005*. Kurzinformation des Hochschul-Informations-Systems, A1/2005.
- Karney, B. R./Bradbury, T. N. (1995). The longitudinal course of marital quality and stability: A review of theory, method and research. *Psychological Bulletin*, 118, p. 3-34.
- Kenny, D. A. (1975). Cross-lagged panel correlation: A test for spuriousness. *Psychological Bulletin*, 82, p. 887-903.
- Kirkpatrick, L. A./Hazan, C. (1994). Attachment styles and close relationships: A four-year prospective study. *Personal Relationships*, 1, p. 123-142.
- Küpper, B. (2002). *Sind Singles anders?* Göttingen: Hogrefe.
- Lienert, G./Raatz, U. (1994). *Testaufbau und Testanalyse*. Weinheim: Beltz.
- Lopez, F. G./Gormley, B. (2002). Stability and change in adult attachment style over the first-year college transition: Relations to self-confidence, coping and distress pattern. *Journal of Counseling Psychology*, 49, p. 355-364.
- Maccoby, E. E. (1980). *Social development*. New York: Harcourt Brace.
- Mikula, G./Leitner, A. (1998). Partnerschaftsbezogene Bindungsstile und Verhaltenserwartungen an Liebespartner, Freunde und Kollegen. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 29, S. 213-223.
- Neyer, F. J. (2003). Persönlichkeit und Partnerschaft. In: H. W. Bierhoff/I. Grau (Hrsg.), *Sozialpsychologie der Partnerschaft* (S. 165-189). Berlin: Springer.
- Raghunathan, T. E./Rosenthal, R./Rubin, B. (1996). Comparing correlated but nonoverlapping correlations. *Psychological Methods*, 1, p. 178-183.
- Rohmann, E. (2000). *Gerechtigkeitserleben und Erwartungserfüllung in Partnerschaften*. Frankfurt: Lang.
- Rohmann, E./Bierhoff, H. W./Schmohr, M./Ambrosy, B. (1998). *Verlauf des partnerbezogenen Bindungsstils über die Zeit*. Posterbeitrag 41. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, Dresden.
- Ross, L. R./Spinner, B. (2001). General and specific attachment representations in adulthood: Is there a relationship? *Journal of Social and Personal Relationships*, 18, p. 747-766.

- Rudinger, G./Bierhoff, H. W. (1980). Quasi-Experimentelle Versuchspläne für die Markt- und Kommunikationspsychologie. In: K. D. Hartmann/K. Koepler (Hrsg), *Fortschritte der Marktpsychologie*, Bd. 2 (S. 135-163). Fachbuchhandlung für Psychologie GmbH. Frankfurt.
- Ruvolo, A. P./Fabin, L. A./Ruvolo, C. M. (2001). Relationship experiences and change in attachment characteristics of young adults: The role of relationship breakups and conflict avoidance. *Personal Relationships*, 8, p. 265-281.
- Scharfe, E./Bartholomew, K. (1994). Reliability and stability of adult attachment patterns. *Personal Relationships*, 1, p. 23-43.
- Schmohr, M. (2003). *Was macht Partnerschaften glücklich und stabil? Ein Test des Investitionsmodells unter Berücksichtigung der Bindungsstile*. Hamburg: Verlag Dr. Kovac.
- Shaver, P. R./Brennan, K. A. (1992). Attachment styles and the "Big Five" personality traits: Their connections with each other and with romantic relationship outcomes. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 18, p. 536-545.
- Shaver, P. R./Clark, C. L. (1996). Forms of adult romantic attachment and their cognitive and emotional underpinnings. In: G.G. Noam/K. W. Fischer (Eds.). *Development and vulnerability in close relationships* (S. 29-58). New York: Lawrence Erlbaum.
- Shaver, P. R./Collins, N./Clark, C. L. (1996). Attachment styles and internal working models of self and relationship partners. In: G. J. O. Fletcher/J. Fitness (Eds.). *Knowledge structures in close relationships: A social psychological approach* (S. 25-61). Hillsdale: Lawrence Erlbaum.
- Shaver, P. R./Mikulincer, M. (2002a). Attachment-related psychodynamics. *Attachment and Human Development*, 4, p. 133-161.
- Shaver, P. R./Mikulincer, M. (2002b). Dialogue on adult attachment: Diversity and integration. *Attachment and Human Development*, 4, p. 243-257.
- Sprecher, S. (1986). The relation between inequity and emotions in close relationships. *Social Psychology Quarterly*, 49, p. 309-321.
- Zimmermann, P. (1999). Structure and functions of internal working models of attachment and their role for emotion regulation. *Attachment and Human Development*, 1, p. 291-306.

Eingereicht am: 14.12.2004

Akzeptiert am: 30.04.2005

Anschrift der Autorinnen

Dr. Elke Rohmann
Ruhr-Universität Bochum
Fakultät für Psychologie
Sozialpsychologie
Universitätsstr. 150
D-44780 Bochum

Email: elke.rohmann@rub.de

Dr. Beate Küpper
Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung

Universität Bielefeld
Universitätsstr. 25
33615 Bielefeld

Email: beate.kuepper@uni-bielefeld.de

Alexander Noyon und Tanja Kock

Living apart together: Ein Vergleich getrennt wohnender Paare mit klassischen Partnerschaften

Living apart together: Couples living apart compared with couples in traditional living arrangements

Zusammenfassung

Mit dem Begriff des „living apart together“ (LAT) hat Straver (1980) eine Beziehungsform gekennzeichnet, die sich von klassischen Beziehungsmodellen dadurch unterscheidet, dass die beteiligten Partner ihre Partnerschaft nicht in einer gemeinsamen, sondern in getrennten Wohnungen gestalten. In der empirischen Forschung spielen solche LAT-Paare bislang eine untergeordnete Rolle. In der vorliegenden Studie werden $n_1 = 57$ Personen, die mit ihrem Partner in einer Wohnung leben, mit $n_2 = 53$ Probanden verglichen, die eine LAT-Beziehung führen. Wie die Studienergebnisse zeigen, weisen insbesondere die Frauen der LAT-Stichprobe höhere Partnerschaftszufriedenheitswerte auf als die in „klassischen“ Beziehungen lebenden Frauen. Neben diesem werden weitere Ergebnisse insbesondere hinsichtlich der Partnerschaftsqualität präsentiert und in einer abschließenden Diskussion kritisch beleuchtet.

Schlagworte: Partnerschaft, Partnerschaftszufriedenheit, Geschlechterunterschiede

Abstract

The term “living apart together” (LAT), which was coined by Straver (1980), characterizes a form of relationship that differs from traditional relationship models in that the involved partners carry out their relationship in separate homes as opposed to a mutual home. Up to now, these LAT couples have played a minor role in empirical research. In the following study $n_1 = 57$ subjects who live with their partners in a mutual home are compared to $n_2 = 53$ subjects who maintain an LAT relationship. The study’s results indicate that especially women from the LAT sample show higher satisfaction-with-relationship values than the women living in traditional relationships. Further results, particularly concerning the quality of relationships, are presented and critically assessed in a concluding discussion

Key words: relationship, satisfaction in partnerships, gender differences

1 Einführung

Liebe und Partnerschaftszufriedenheit beeinflussen die allgemeine Lebensfreude in einem entscheidenden Ausmaß (Fehm-Wolfsdorf/Groth/Kaiser/Hahlweg 1998; Schindler/Hahlweg/Revenstorf 1998) und stehen sogar mit somatischer Gesund-

heit in einem positiven Zusammenhang: das schlägt sich unter anderem darin nieder, dass Geschiedene das Gesundheitssystem stärker beanspruchen als Verheiratete (Fehm-Wolfsdorf et al. 1998). Die von unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen generierte Fülle von Theorien, Modellen und empirischen Befunden beschränkt sich meist auf zusammen lebende verheiratete Paare. Der Kenntnisstand über die diversen nichtkonventionellen Lebensformen ist unterschiedlich groß, wobei über getrennt wohnende Partnerschaften besonders wenig bekannt ist (vgl. Rindfuss/Stephen 1990). Genaue Zahlen zur Häufigkeit getrennt wohnender Paare existieren nicht, da die amtliche Statistik diese Partnerschaftsform nicht registriert. Die Daten eines 1994 durchgeführten Familiensurveys enthalten jedoch Hinweise darauf, dass jeder elfte Bundesbürger zwischen dem 18. und dem 61. Lebensjahr in solch einer Partnerschaft lebt (Schneider 1996). Diese beachtliche Zahl an getrennt lebenden Partnerschaften erscheint in Anbetracht folgender Überlegungen plausibel. Angesichts der derzeitigen Arbeitsmarktbedingungen (wie gestiegene Qualifikationsanforderungen und hohe Arbeitslosigkeit) erhöht sich der berufsbedingte Mobilitätsdruck. Dieser beeinflusst die Partnerschaftsform verstärkt durch den Umstand, dass mittlerweile auch Frauen mehrheitlich berufstätig sind (vgl. Anderson 1992). Da sich beide Partner nach den Gesetzen des Arbeitsmarktes richten müssen, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit eines berufsbedingten Auseinanderlebens. In Übereinstimmung hiermit gab die Hälfte der von Schmitz-Köster (1993) interviewten Paare an, aufgrund beruflicher Gründe getrennt zu leben. Doch nicht alle getrennt wohnenden Paare leben in verschiedenen Städten, so dass auch persönliche Gründe für die Wahl dieser Partnerschaftsform bedeutsam sind (vgl. Levin/Trost 1999). Die Angst, beim Zusammenleben permanent Rücksicht nehmen zu müssen und die eigene Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu verlieren, ist ein weiteres häufig genanntes Argument für das getrennte Wohnen (Schmitz-Köster 1991, 1992).

Die aufgeführten Argumente verdeutlichen, dass die Form des Führens einer Beziehung in zwei Wohnungen eine nicht geringe Relevanz besitzt. Für den Begriff „getrennt wohnende Partnerschaften“ ist der von Straver (1980) geprägte Ausdruck des „living apart together“ (LAT), übersetzt als „getrennt zusammen leben“ populär geworden. Diese im Folgenden auch so genannten LAT-Paare stehen im Mittelpunkt der vorliegenden Studie. Es sollen Erkenntnisse gewonnen werden insbesondere zur Partnerschaftszufriedenheit der LAT-Partner im Vergleich mit Personen, die in konventionellen Partnerschaften leben. Darüber hinaus soll untersucht werden, wie sich diese Partnerschaftsformen vor dem Hintergrund der Differenzierung verschiedener Liebesstile (Lee 1974) voneinander unterscheiden.

2 Zusammenhang zwischen Partnerschaftszufriedenheit und Beziehungsform

Es liegen bereits Untersuchungsbefunde vor, die Zusammen- und Getrenntwohnende hinsichtlich der Partnerschaftszufriedenheit miteinander vergleichen.

In einer Untersuchung von Stafford und Reske (1990) konnte ein positiver Zusammenhang zur räumlichen Entfernung aufgezeigt werden. Die Autoren konnten in ihrer Fragebogen-Studie aufzeigen, dass der begrenzte Kontakt von Personen in Fernbeziehungen mit einem, im Vergleich zu nah beieinander lebenden Paaren, erhöhten Ausmaß an Idealisierung, Liebe und Partnerschaftszufriedenheit zusammenhängt. Hinz, Stöbel-Richter und Brähler (2001) führen demgegenüber aus, dass die Partnerschaftsqualität von getrennt lebenden Ehepaaren sogar schlechter ist als die von zusammen lebenden Ehepaaren, wobei die Autoren keine Angaben darüber machten, ob das Getrenntleben einer Trennungsphase gleicht. Im Unterschied zu den bisher aufgeführten Studien liegen einige Untersuchungen vor, in denen kein Zusammenhang zwischen der globalen Partnerschaftszufriedenheit und der Beziehungsform aufgezeigt werden konnte (Guldner/Swensen 1995; Stephen 1986; Timmerman 2001; Hausteil/Bierhoff 1999; Govaerts/Dixon 1988). Wichtig zu betonen ist, dass die Studien aufgrund der untersuchungsspezifisch erfassten Beziehungsformen nur eingeschränkt zu vergleichen sind. Dies erklärt möglicherweise die teilweise widersprüchlichen Befunde. Aufgrund dieser Gegensätzlichkeiten hinsichtlich der globalen Partnerschaftszufriedenheit soll im Folgenden gesondert auf solche Aspekte eingegangen werden, die nach Schindler et al. (1998) in einem positiven Zusammenhang zur Partnerschaftszufriedenheit stehen.

Zärtlichkeit: Im Hinblick auf die physische Zärtlichkeit konnten Eysenck und Wakefield (1981) aufzeigen, dass besonders sexuelles Verhalten hoch mit der Beziehungsqualität korreliert. Mehrere Untersuchungen deuten daraufhin, dass Getrenntwohnende im Hinblick auf die Bereiche Sexualität beziehungsweise Zärtlichkeit zufriedener sind als Zusammenwohnende (vgl. Hausteil/Bierhoff 1999; Noyon 2002).

Kommunikation und Gemeinsamkeit: Der Mangel an Austausch im gemeinsamen Gespräch ist einer der am häufigsten genannten Trennungsgründe (Riehl-Emde/Frei/Willi 1994). Wie Freymeyer und Otzelberger (2000) berichten, sprechen viele Ehepaare je nach Untersuchung nur 7 bis 14 Minuten täglich miteinander, was deutlich unter dem Durchschnitt sogenannter „Fernlieben“ liegt. Hinzuzufügen ist, dass Paare, deren Wohnungen weit entfernt voneinander liegen, den Mangel an „face-to-face“-Kommunikation durch andere Formen der Kommunikation (Telefonate, Briefe etc.) kompensieren (vgl. Maguire 2001).

Einen weiteren Aspekt der Gemeinsamkeit sprechen Djawari und Meinheit (2000) an. Sie berichten, dass junge Paare in Deutschland relativ wenig gemeinsam ausgehen. In besonderem Maße trifft dies jedoch auf Personen zu, die mit dem Partner zusammen leben. Zu einem vergleichbaren Resultat gelangen auch Hausteil und Bierhoff (1999). Sie stellen fest, dass getrennt wohnende Paare zwar insgesamt weniger Zeit miteinander verbringen als Zusammenwohnende, dass aber der Anteil der Zeit, in der sie bewusst etwas gemeinsam unternehmen, bei ihnen höher ausgeprägt ist.

Die referierten Befunde deuten daraufhin, dass die Interaktionsaspekte, die einen positiven Einfluss auf die Partnerschaftszufriedenheit ausüben, bei getrennt wohnenden Paaren stärker ausgeprägt sind als bei zusammen lebenden. Deshalb vermuten wir, dass von ihrem Partner Getrenntwohnende eine größere Partner-

schaftszufriedenheit berichten als mit ihrem Partner Zusammenwohnende (*Hypothese 1*).

Halford, Gravestock, Lowe und Scheldt (1992) konnten aufzeigen, dass dyadische Konflikte werktags häufiger auftreten als an den Wochenenden, da besonders Alltagsstress mit negativen Interaktionssequenzen zusammenhängt. In Übereinstimmung hiermit zählt die Gewöhnung im partnerschaftlichen Alltag zu den entscheidenden Entstehungs- und aufrechterhaltenden Bedingungen des sogenannten Zwangsprozesses. Dieser Begriff beschreibt ein Zusammenbrechen konstruktiver Interaktion mit der Folge, dass wechselseitiges aversives Verhalten in der Häufigkeit und Intensität zunimmt. Dadurch wird ein Kreislauf in Gang gesetzt, in dem gegenseitige positive Verstärkung mehr und mehr ausbleibt; stattdessen kommt es zu einem negativen Verhaltensexzess, in welchen sich beide Partner derart verstricken, dass es keinen Ausweg mehr zu geben scheint. Keiner von beiden ist schließlich mehr bereit, dem anderen den Vertrauensvorschluss eines positiven Verhaltens zu gewähren, da wechselseitig nur noch mit aversiven Konsequenzen gerechnet wird. Wie Schlemmer (1995) feststellt, verbringen Getrenntwohnende vor allem die Freizeit miteinander, was möglicherweise der Etablierung von Mustern im Rahmen eines Zwangsprozesses vorbeugt.

Anzumerken ist, dass auch Haustein und Bierhoff (1999) die Hypothese aufstellten, dass das Leben in einem gemeinsamen Haushalt mehr Konflikterlebnisse schafft als das Leben in getrennten Wohnungen. Entgegen den Erwartungen zeigte sich kein signifikanter Unterschied zwischen Zusammen- und Getrenntwohnenden. Die Autoren geben jedoch zu bedenken, dass Paare in gemeinsamer Wohnung dazu neigen könnten, ihre Beziehung besser darzustellen als sie tatsächlich ist, da bei ihnen die partnerschaftlichen Investitionen weitaus höher seien als bei getrennt wohnenden Paaren. Die geschilderten Studien geben Anlass zu der Vermutung, dass Getrenntwohnende über ein geringer ausgeprägtes Streitverhalten berichten als Zusammenwohnende (*Hypothese 2*). Diese Vermutung ist nicht unabhängig von der Annahme zur unterschiedlichen Partnerschaftszufriedenheit (*Hypothese 1*), da das Leiden an Streitverhalten eine Komponente der partnerschaftlichen Zufriedenheit darstellt. Uns erscheint diese Komponente jedoch so bedeutsam, dass sie genauer betrachtet werden soll.

Andere Untersuchungen deuten daraufhin, dass sich Zusammen- und Getrenntwohnende in weiteren Aspekten unterscheiden. Beispielsweise treffen Getrenntwohnende Entscheidungen tendenziell seltener gemeinsam (Keddi/Seindenspinner 1991) und verfügen über ausgeprägtere Freundschaftsbeziehungen (Schlemmer 1995; Haustein/Bierhoff 1999). Vor diesem Hintergrund ist zu vermuten, dass sie sich nicht nur in der Quantität des Streitverhaltens (siehe *Hypothese 2*), sondern auch in der Qualität unterscheiden. In eine ähnliche Richtung weist die Studie Maguires (2001). Aus dieser geht hervor, dass sich Nah- und Fernbeziehungen bezüglich der am häufigsten genannten Stressoren voneinander unterscheiden. Erwartungsgemäß gaben Probanden, die eine Fernbeziehung führten, bedeutsam häufiger Stressoren an, die in direktem Zusammenhang mit der Distanz standen. Aus diesem Grund vermuten wir, dass sich Zusammen- und Getrenntwohnende auch im Hinblick auf die Problembereiche, die sie als streit auslösend bezeichnen, unterscheiden (*Hypothese 3*).

3 Zusammenhang zwischen Liebe und Beziehungsform

Die Theorie von Lee (1974), die Liebe am umfassendsten analysiert, postuliert die Existenz von sechs gleichwertigen Liebesstilen. Differenziert wird zwischen Eros (romantische Liebe), Ludus (spielerische Liebe), Storge (freundschaftliche Liebe), Pragma (pragmatische Liebe), Mania (besitzergreifende Liebe) und Agape (altruistische Liebe).

In wissenschaftlichen Studien konnten diesbezüglich bereits Unterschiede zwischen zusammen und getrennt wohnenden Paaren festgestellt werden. Als Resultat der Studie von Klein und Bierhoff (1991) lässt sich festhalten, dass der Liebesstil Pragma mit den gegebenen Kontextbedingungen variiert und zwar dahingehend, dass er bei zusammen wohnenden Paaren höher ausgeprägt ist als bei getrennt wohnenden Paaren. In einer weiteren Studie wiesen die Zusammenwohnenden sowohl in Pragma als auch in Agape wesentlich höhere Werte auf (Bierhoff/Grau/Ludwig 1993). Für alle anderen Liebesstile konnten keine signifikanten Differenzen in Abhängigkeit von der Wohnsituation aufgezeigt werden.

Klein und Bierhoff (1991) bezeichnen die pragmatische Liebe als die Schlüsselvariable unter den Liebesskalen, wenn es um den Zusammenhang mit den untersuchten Rahmenbedingungen der Partnerschaft geht. In Anlehnung an diese Ausführung wird vermutet, dass Zusammenwohnende ein höheres Ausmaß an pragmatischer Liebe aufweisen als Getrenntwohnende (*Hypothese 4*).

Zusammenfassend werden in der vorliegenden Untersuchung somit die folgenden Annahmen untersucht:

1. Von ihrem Partner Getrenntwohnende berichten eine größere Partnerschaftszufriedenheit als mit ihrem Partner Zusammenwohnende.
2. Getrenntwohnende zeigen geringer ausgeprägtes Streitverhalten als Zusammenwohnende.
3. Zusammenwohnende bezeichnen andere Problembereiche als streitauslösend als getrennt wohnende Partner.
4. Zusammenwohnende weisen ein höheres Ausmaß an pragmatischer Liebe auf als Getrenntwohnende.

4 Methode

4.1 Stichprobe

Die Rekrutierung der Versuchspersonen erfolgte durch nicht an der eigentlichen Studie beteiligte Verteiler in unterschiedlichen Settings (Bekanntenkreis, soziale Treffpunkte etc.). Als Zielgruppe wurden Personen angegeben, die sich in einer Partnerschaft befinden und die nicht an einer Paartherapie bzw. -beratung teilnehmen. Insgesamt wurden an 230 Personen Fragebögen ausgegeben. Direkt zurück-

gereicht bzw. per Post zurückgeschickt wurden 110 Fragebögen, was einer für solche Untersuchungen üblichen Rücklaufquote von 48 Prozent entspricht. Da Getrenntwohnen bei kurzen Beziehungen die Norm darstellt, wurden von der Analyse Probanden mit einer Beziehungsdauer von unter einem Jahr ausgeschlossen. Damit verblieb ein Datensatz von $N = 97$ Personen: $n_1 = 46$ von ihrem Partner getrennt lebende Personen (davon 26 Frauen), während die übrigen $n_2 = 51$ Probanden mit ihrem Partner zusammen wohnen (davon 27 Frauen).

Da für die weiteren statistischen Analysen insbesondere die Gruppenunterteilung einerseits in die beiden Geschlechter und andererseits entsprechend der Beziehungsform (LAT oder gemeinsame Wohnung) von Bedeutung ist, werden die relevanten soziodemographischen Daten im Folgenden tabellarisch dargestellt.

Vergleich der Geschlechtergruppen

Tabelle 1: Vergleich zwischen der Frauen- und Männerteilstichprobe hinsichtlich des Alters in Jahren und der Beziehungsdauer in Monaten

	Frauen (n = 53)		Männer (n = 44)		F	η^2
	M	SD	M	SD		
Alter	37,11	14,03	38,25	14,66	.233	.630
Beziehungsdauer	142,32	141,78	132,32	136,77	.124	.726

Tabelle 2: Vergleich zwischen der Frauen- und Männerteilstichprobe hinsichtlich des Familienstandes (verheiratet oder nicht verheiratet), der Elternschaft (Kinder haben: ja oder nein) und der Beziehungsform (LAT oder gemeinsame Wohnung)

	Frauen (n = 53)		Männer (n = 44)		chi-Quadrat	η^2
	ja	nein	ja	nein		
verheiratet	23	30	18	25	.023	.880
Kinder	21	32	16	28	.128	.742
LAT	26	27	20	24	.125	.724

Tabelle 3: Vergleich zwischen der Frauen- und Männerteilstichprobe hinsichtlich des Schulabschlusses

	Schulabschluss				Gesamt
	Realschule	Hauptschule	Abitur	Sonstiges	
männlich	9	4	29	2	44
weiblich	6	7	37	3	53
Gesamt	15	11	66	5	97
chi-Quadrat = 1,768; η^2 = .622					

Tabelle 4: Vergleich zwischen der Frauen- und Männerteilstichprobe hinsichtlich des beruflichen Status

	Beruf							Gesamt
	Ange- lernter Arbeiter	Fach- arbeiter	Ange- stellter	Student	Arbeits- los	Selb- ständig	sonstiges	
männlich	2	3	14	7	0	3	15	44
weiblich	0	0	17	19	1	3	13	53
Gesamt	2	3	31	26	1	6	28	97
chi-Quadrat = 11,233; $\eta^2 = .081$								

Wie die Tabellen zeigen, unterscheidet sich die Frauen- von der Männerteilstichprobe lediglich hinsichtlich des beruflichen Status. Bei der Berechnung von Unterschieden zwischen Frauen und Männern im Ergebnis teil werden Methoden des allgemeinen linearen Modells sowie logistische Regressionsrechnungen verwendet, die es erlauben, den beruflichen Status als Kontrollvariable zu integrieren.

Vergleich der Beziehungsformen

Tabelle 5: Vergleich zwischen den Beziehungsformen (LAT versus non-LAT) hinsichtlich des Alters in Jahren und der Beziehungsdauer in Monaten

	LAT (n = 46)		non-LAT (n = 51)		t	η^2
	M	SD	M	SD		
Alter in Jahren	34,80	12,97	40,41	15,17	1.946	.053
Beziehungsdauer in Monaten	87,41	116,69	183,22	142,65	3.634	< .001

Tabelle 6: Vergleich zwischen den Beziehungsformen (LAT versus non-LAT) hinsichtlich des Familienstandes (verheiratet oder nicht verheiratet) und der Elternschaft (Kinder haben: ja oder nein)

	LAT (n = 46)		non-LAT (n = 51)		Chi- Quadrat	η^2
	ja	nein	ja	nein		
verheiratet	8	38	33	17	23,136	< .001
Kinder	9	37	28	23	12,800	< .001

Tabelle 7: Vergleich zwischen den Beziehungsformen (LAT versus non-LAT) hinsichtlich des Schulabschlusses

	Schulabschluss				Gesamt
	Hauptschule	Realschule	Abitur	Sonstiges	
LAT (n = 46)	6	5	34	1	46
non-LAT (n = 51)	5	10	32	4	53
Gesamt	11	15	66	5	97
chi-Quadrat = 3,369; $\eta^2 = .338$					

Tabelle 8: Vergleich zwischen den Beziehungsformen (LAT versus non-LAT) hinsichtlich des beruflichen Status

	Beruf							Gesamt
	Ange- lernter Arbeiter	Fach- arbeiter	Ange- stellter	Student	Arbeits- los	Selb- ständig	sonstiges	
LAT (n = 46)	2	1	7	19	0	2	15	44
non- LAT (n = 51)	0	2	24	7	1	4	13	53
Gesamt	2	3	31	26	1	6	28	97
chi-Quadrat = 18, 769; $\eta^2 = .005$								

Die Tabellen veranschaulichen, dass sich die Zusammenlebenden von den LAT-Partnern in den Variablen Alter, Berufstätigkeit, Beziehungsdauer, Familienstand und Elternschaft signifikant unterscheiden. Bei der Berechnung von Unterschieden zwischen den Beziehungsformen im Ergebnis teil werden diese Variablen durch die Anwendung entsprechend komplexer statistischer Verfahren kontrolliert.

4.2 Untersuchungsmaterial

Bei der vorliegenden Studie handelt es sich um eine reine Fragebogenuntersuchung. Von allen Probanden wurden zur Erfassung der Liebesstile das *Marburger Einstellungs-Inventar für Liebesstile* (MEIL; Bierhoff et al. 1993) sowie zur Messung verschiedener Aspekte der Partnerschaftsqualität der *Partnerschaftsfragebogen* (PFB) und die *Problemliste* (PL; Hahlweg 1996) bearbeitet.

Erfassung der Liebesstile

Die Skalen des *Marburger Einstellungs-Inventars* für Liebesstile (MEIL; Bierhoff et al. 1993) entsprechen inhaltlich der Typologie der Liebe von Lee (1974): Romantische Liebe (Eros), Spielerische Liebe (Ludus), Freundschaftliche Liebe (Storge), Pragmatische Liebe (Pragma), Besitzergreifende Liebe (Mania) und Altruistische Liebe (Agape). Jede der Skalen umfasst jeweils zehn Items.

Empirisch konnten für das MEIL befriedigende Gütekriterien nachgewiesen werden. Die folgenden Angaben beziehen sich auf die Ausführungen von Bierhoff et al. (1993).

Bezüglich der internen Konsistenz erzielt die Agape-Skala die höchste Reliabilität, die als sehr gut zu bezeichnen ist (Cronbachs $\alpha = .90$). Die Ludus-Skala weist dagegen die niedrigste, wenn auch noch zufriedenstellende, interne Konsistenz (Cronbachs $\alpha = .76$) auf. Die Einschätzung der einzelnen Liebesstile ist auch über einen Zeitraum von einem Jahr relativ stabil: Es ergaben sich hohe Retest-Reliabilitäten zwischen $r = .67$ (Pragma) und $r = .81$ (Agape).

Zudem liegen für die Skalen des MEIL zahlreiche Validitätshinweise vor, da die sechs Liebesstile stabile Zusammenhänge zu anderen Variablen aufweisen (vgl. Bierhoff et al. 1993). Einen Hinweis auf die Konstruktvalidität der Skalen liefert beispielsweise die Anzahl der Partner: Personen, die vor ihrer derzeitigen Beziehung viele Partner hatten, brachten eine höhere Ludusorientierung zum Ausdruck (Bierhoff et al. 1993).

Erfassung der Partnerschaftszufriedenheit

Der *Partnerschaftsfragebogen* (PFB; Hahlweg 1996) besteht aus 30 Items, von denen jeweils zehn den drei Skalen „Streitverhalten“, „Zärtlichkeit“ sowie „Gemeinsamkeit/Kommunikation“ zugeordnet werden.

Der PFB verfügt über gute Testgütekriterien (Schindler et al. 1998). Eine besonders überzeugende Reliabilität weist die Gesamtskala auf. Die interne Konsistenz dieser Skala ($r = .95$) ist als sehr gut und die Retest-Reliabilität ($r = .85$) als gut zu bezeichnen.

Da in mehreren Studien gezeigt werden konnte, dass mit Hilfe des PFB zuverlässig zwischen „glücklichen Normalpaaren“ und „unglücklichen Therapiepaaren“ unterschieden werden kann, ist auch von diskriminanter Validität auszugehen (Schindler et al. 1998). Zudem zeigt der PFB Konstruktvalidität, da er mit diversen Verfahren, die partnerschaftliches Interaktionsverhalten erfassen, signifikant korreliert.

Beispielsweise korrelieren der PFB-Gesamtwert und der Gesamtwert der im englischsprachigen Raum verbreiteten *Dyadic Adjustment Scale* (DAS) von Spanier (1976) mit $r = .85$ in Paralleltesthöhe (Hahlweg et al. 1992).

Ein weiteres Indiz der globalen Partnerschaftszufriedenheit ist die ökonomische Ratingskala von Terman (1938). Diese besteht aus einer einzigen Frage („Wie glücklich würden Sie im Moment ihre Partnerschaft einschätzen?“), die den 30 Items des PFB nachgestellt ist. Die Ratingskala von Terman hat sich in diversen Untersuchungen als valides Maß für Glück in der Partnerschaft erwiesen; so beträgt ihr Zusammenhang mit dem Summenwert der *Dyadic Adjustment Scale* (DAS; Spanier 1976) $r = .81$ (Hahlweg/Klann/Hank 1992).

Im dritten eingesetzten Fragebogen, der *Problemliste* (PL; Hahlweg 1996), sind 23 Lebensbereiche aufgeführt, die in Partnerschaften häufig zu Konflikten führen. Der Proband beurteilt jeden der aufgeführten Bereiche (z. B. Sexualität, Attraktivität, Freunde und Bekannte) auf einer vierstufigen Skala mit den Antwortalternativen „keine Konflikte“ (0), „Konflikte, erfolgreiche Lösungen“ (1), „Konflikte, keine Lösungen, oft Streit“ (2) und „Konflikte, aber wir sprechen kaum darüber“ (3). In der Partnerschaftsdiagnostik werden für die Auswertung üblicherweise die Alternativen 2 und 3 zusammengefasst, da beide für manifeste Konflikte in der Partnerschaft sprechen. Ebenso werden die Alternativen 0 und 1 zusammengefasst, die als unproblematisch betrachtet werden. Da wir für unsere Studie allerdings das grundsätzliche Vorliegen von Problembereichen unabhängig von ihrer konkreten Lösung ermitteln wollen, fassen wir für unsere Auswertung die Antwortalternativen 1, 2 und 3 zusammen.

„Unglückliche“ Paare weisen in Untersuchungen wesentlich mehr Konflikte als „glückliche“ Paare auf, was mit der PL hochsignifikant abgesichert werden konnte (Schindler et al. 1998: 70). Inhaltlich jedoch ähneln sich die Konfliktbereiche beider Gruppen: die Rangreihen der Nennungshäufigkeiten der Problembereiche der PL unterscheiden sich nur wenig voneinander.

Die Zuverlässigkeit der PL kann als zufriedenstellend betrachtet werden: Schindler et al. (1998: 71) berichten eine interne Konsistenz der Gesamtskala von $r = .83$.

5 Ergebnisse

5.1 Wohnsituation und Partnerschaftszufriedenheit

In der ersten Hypothese wurde postuliert, dass Getrenntwohnende mit ihrer Partnerschaft zufriedener sind als Zusammenwohnende. Diese Annahme wird sowohl für das Terman-Item als auch für den PFB-Summenscore überprüft. In Übereinstimmung hiermit wurde vermutet, dass Getrenntwohnende ein geringer ausgeprägteres Streitverhalten aufweisen als Zusammenwohnende. Zur Überprüfung dieser Hypothesen werden einfaktorielle Kovarianzanalysen berechnet, um die relevanten soziodemographischen Variablen zu kontrollieren. Im Falle der Streitskala wird dagegen keine Kovarianz-, sondern eine Varianzanalyse berechnet, da diese Variable keine signifikanten Zusammenhänge zu soziodemographischen Variablen aufweist.

Tabelle 9: Ergebnisse der (Ko-)Varianzanalysen mit dem Faktor „Wohnsituation“ sowie der abhängigen Variable „globale Partnerschaftszufriedenheit“ (PFB-Summenscore, Terman-Item) bzw. „Streitverhalten“

	Gesamt		
	LAT	NLAT	
	M und SD	M und SD	<i>Sig.</i>
PFB-SUM	M = 70.51 SD = 11.60	M = 62.79 SD = 17.12	F = 1.226 p = .271
Terman-Item	M = 04.21 SD = .90	M = 3.92 SD = 1.14	F = 0.758 p = .386
PFB- Streitverhalten	M = 06.89 SD = 4.91	M = 8.38 SD = 6.54	F = 1.827 p = .179

Tabelle 9: Fortsetzung

	Frauen		
	LAT	NLAT	Sig.
	M und SD	M und SD	
PFB-SUM	M = 73.82 SD = 9.55	M = 59.21 SD = 21.95	F = 4.342 p = .042
Terman-Item	M = 4.33 SD = .82	M = 3.46 SD = 1.32	F = .722 p = .020
PFB- Streitverhalten	M = 5.58 SD = 4.65	M = 9.39 SD = 8.19	F = 5.195 p = .026

	Männer		
	LAT	NLAT	Sig.
	M und SD	M und SD	
PFB-SUM	M = 65.96 SD = 12.83	M = 66.80 SD = 7.84	F = 0.189 p = .666
Terman-Item	M = 4.04 SD = .99	M = 4.44 SD = .58	F = 3.259 p = .078
PFB- Streitverhalten	M = 8.71 SD = 4.75	M = 7.24 SD = 3.79	F = 1.437 p = .237

Höhere PFB-Summscores und höhere Ergebnisse im Terman-Item sprechen für eine größere Partnerschaftszufriedenheit. Höhere Werte der PFB-Skala „Streitverhalten“ zeigen stärker ausgeprägtes Streitverhalten an. Im allgemeinen linearen Modell wurden die Kontrollvariablen Beziehungsdauer, beruflicher Status, Alter und Elternschaft als Störvariablen berücksichtigt und kontrolliert.

Wie Tabelle 9 zu entnehmen ist, zeigen sich ausschließlich bei den untersuchten Frauen deutliche Mittelwertsdifferenzen. In allen drei Variablen resultiert ein signifikanter Unterschied in der erwarteten Richtung. Demnach berichten die getrennt wohnenden Probandinnen eine größere Partnerschaftszufriedenheit als mit ihrem Partner Zusammenwohnende. In Übereinstimmung hiermit berichten Zusammenwohnende durchschnittlich ein ausgeprägteres Streitverhalten. Um Auskunft darüber zu erhalten, ob diese signifikanten Unterschiede auch praktisch bedeutsam sind, werden die Effektstärken berechnet. Nach einer von Bortz und Döring (2002) vorgeschlagenen Klassifikation, entsprechen die signifikanten Unterschiede zwischen zusammen und getrennt wohnenden Frauen sowohl hinsichtlich des PFB-Summscores ($f = .28$) und des Terman-Items ($f = .31$) als auch hinsichtlich des PFB-Skalenwertes „Streitverhalten“ ($f = .29$) einem mittelstarken Effekt.

In der Männerteilstichprobe sowie in der Gesamtstichprobe liegen dagegen weder hinsichtlich des PFB-Summscores und des Terman-Items noch hinsichtlich der Streitskala signifikante Unterschiede vor.

Interessant ist des Weiteren der große Unterschied in den Streuungen der Partnerschaftsmaße zwischen den Frauen der LAT- bzw. der NLAT-Gruppe. Wie die Prüfung mittels eines Tests von Levene zeigt, sind die Unterschiede zwischen den Gruppenvarianzen signifikant (PFB-SUM: $F = 25.36$, $p < .001$; PFB-S: $F = 14.58$, $p < .001$; Terman-Item: $F = 6.55$; $p = .01$). Diese Werte wurden – auch wenn zu

diesem Sachverhalt keine Hypothesen aufgestellt wurden – hier kurz berichtet, um sie in der Diskussion aufzugreifen.

Die dritte Hypothese, nach der zwischen Zusammen- und Getrenntwohnenden ein Unterschied in der Häufigkeit besteht, mit der sie bestimmte Themen als Streit-auslösend bezeichnen, wurde anhand der Zusatzfrage „Über welche Themen streiten Sie sich mit ihrem Partner am häufigsten?“ erfasst.

Wie sich mittels Chi-Quadrat Test zeigen lässt, ist der Anteil der Getrenntwohnenden (27,9%), die sich über das Thema „Eifersucht“ streiten, bedeutsam höher ($p < .001$) als der Anteil Zusammenwohnender (2,6%). Auch im Hinblick auf den Bereich „Haushalt“ ist der Unterschied als signifikant zu beurteilen ($p < .001$). Es ist direkt eingängig, dass sich Zusammenwohnende entscheidend häufiger (47,4%) über dieses Thema streiten als Getrenntwohnende (16,3%).

Da auch die *Problemliste* von Hahlweg (1996) Bereiche anführt, welche in Partnerschaften häufig Konflikte auslösen, werden in Tabelle 10 ergänzend die diesbezüglichen Rangreihen der Zusammen- und Getrenntlebenden gegenübergestellt.

Tabelle 10: Absolute (f) und relative (%) Häufigkeiten sowie Rangplätze von Beziehungskonflikten

Getrenntlebend			Zusammenlebend		
Rang	f	%	Rang	f	%
1. Freizeitgestaltung	43	75,4	1. Haushaltsführung	36	67,9
2. Gewohnheiten des Partners	38	66,7	2. Gewohnheiten des Partners	35	66,0
3. Temperament des Partners	34	59,6	3. Temperament des Partners	31	58,5
4. Eifersucht	33	57,9	4. Forderungen des Partners	26	49,1
5. Freunde und Bekannte	31	54,4	5. Zuwendung des Partners	25	47,2
6. Haushaltsführung	30	52,6	5. Verwandte	25	47,2
7. Verwandte	27	47,4	6. Freizeitgestaltung	24	45,3
8. Forderungen des Partners	24	42,1	7. Kommunikation	22	41,5
9. Persönliche Freiheiten	23	40,4	8. Kindererziehung	21	39,6
10. Zuwendung des Partners	21	36,8	9. Berufstätigkeit	20	37,7
11. Kommunikation	20	35,1	9. Persönliche Freiheiten	20	37,7
12. Berufstätigkeit	19	33,3	9. Sexualität	20	37,7
12. Unterstützung des Partners	19	33,3	10. Freunde und Bekannte	19	35,8
13. Kindererziehung	17	29,8	11. Unterstützung des Partners	17	32,1
14. Sexualität	16	28,1	12. Monatliches Einkommen	15	28,3
15. Drogen	14	24,6	13. Attraktivität	13	24,5
16. Attraktivität	12	21,1	13. Eifersucht	13	24,5
16. Vertrauen	12	21,1	13. Drogen	13	24,5
17. Monatliches Einkommen	11	19,3	14. Vertrauen	11	20,8
18. Krankheiten	10	17,5	15. Familienplanung	08	15,1
19. Familienplanung	09	15,8	16. Außereheliche Beziehungen	07	13,2
20. Außereheliche Beziehungen	03	05,3	17. Krankheiten	05	09,4
21. Tätlichkeiten	02	03,5	18. Tätlichkeiten	01	01,9

In der Gruppe der Zusammenlebenden steht die „Haushaltsführung“ an erster Stelle, während sie bei den Getrenntwohnenden an sechster Stelle steht. Das Thema „Eifersucht“ nimmt dagegen bei den Getrenntlebenden den vierten und bei den Zusammenlebenden den 13. Platz ein. Darüber hinaus zeigen sich weitere interes-

sante explorative Ergebnisse. In Übereinstimmung mit der Feststellung, dass Getrenntwohnende überwiegend die Freizeit miteinander verbringen (Schlemmer 1995), führt sie in dieser Gruppe die Rangreihe der konfliktbehafteten Bereiche an. Im Unterschied hierzu scheinen persönliche Gewohnheiten des Partners sowie dessen Temperament Themen zu sein, die in beiden Gruppen konfliktbeladen sind (Platz zwei und drei), während „Tätlichkeiten“ in beiden Gruppen an letzter Stelle steht.

5.2 Wohnsituation und Liebesstile

In diesem Abschnitt sollen Getrennt- und Zusammenwohnende hinsichtlich des Liebestyles Pragma miteinander verglichen werden. Hierzu wird eine Kovarianzanalyse berechnet, welche die relevanten soziodemographischen Variablen kontrolliert.

Tabelle 11: Ergebnistabelle der Kovarianzanalysen mit dem Faktor „Wohnsituation“ und der abhängigen Variable „Pragma“

	Getrenntlebend		Zusammenlebend		Ergebnisse der Kovarianzanalyse	
	Mittelwert	Streuung	Mittelwert	Streuung	F	P
Pragma	4.36	1.54	5.25	1.91	4.254	.042

Wie aus der Tabelle hervorgeht, unterscheiden sich Zusammen- und Getrenntwohnende in Übereinstimmung mit unserer Hypothese 1 hinsichtlich des Liebestyles Pragma bedeutsam voneinander. Da Zusammenwohnende in dieser Skala höhere Mittelwerte aufweisen, kann davon ausgegangen werden, dass der pragmatische Liebestil in der Gruppe der Zusammenwohnenden stärker ausgeprägt ist.

Bezüglich der weiteren fünf Liebesstile zeigten sich in bisherigen Untersuchungen (Bierhoff et al. 1993 und Klein/Bierhoff 1991) keine wesentlichen Differenzen in Abhängigkeit von der Wohnsituation. Dennoch sollen der Vollständigkeit halber auch diesbezügliche Ergebnisse in nachfolgender Tabelle dargestellt werden.

Tabelle 12: Ergebnistabelle der Kovarianzanalysen mit dem Faktor „Wohnsituation“ und der abhängigen Variable „Liebesstile“

	Getrenntlebend		Zusammenlebend		Ergebnisse der Kovarianzanalyse	
	Mittelwert	Streuung	Mittelwert	Streuung	F	P
Agape	6.15	1.74	6.08	1.99	.669	.415
Mania	5.03	1.66	4.59	1.76	.449	.504
Storge	5.37	1.62	5.68	1.74	.488	.486
Ludus	3.09	1.62	2.80	1.19	3.278	.073
Eros	7.33	1.26	6.43	1.95	3.524	.063

Wie der Tabelle zu entnehmen ist, unterscheiden sich die beiden Untersuchungsgruppen hinsichtlich dieser Liebesstile nicht wesentlich voneinander, wenngleich bei den Liebestilen Ludus und Eros die Signifikanzgrenze nur knapp verfehlt

wird, was angesichts der Vielzahl statistischer Tests und der damit verbundenen α -Fehler-Häufigkeit nicht überbewertet werden darf.

6. Diskussion

Die in der ersten Hypothese formulierte Erwartung, dass von ihrem Partner Getrenntwohnende über eine größere Partnerschaftszufriedenheit berichten als mit ihrem Partner Zusammenwohnende, konnte ausschließlich für die Frauenteilstichprobe bestätigt werden. In dieselbe Richtung weisen die Untersuchungsergebnisse von Nave (1999) und Noyon (2002). Entsprechend den in der Literatur dargestellten Befunden kann angenommen werden, dass zusammen wohnende Frauen unabhängig von ihrer eigenen Berufstätigkeit mehrheitlich die Hauptlast der Haushaltsführung und Kindererziehung tragen und somit doppelt belastet sind, (vgl. Hecht 1990; Kirchler/Venus 2000), während getrennt wohnende Frauen ausschließlich für ihren eigenen Haushalt verantwortlich sind (Meyer/Schulze 1992). Untersuchungen konnten aufzeigen, dass die Zufriedenheit mit der Rollenteilung die Partnerschaftsqualität stärker beeinflusst als die reale Arbeitsaufteilung (El-Giamal 1997). Da die zusammen wohnenden Frauen unserer Stichprobe eine relativ gesehen geringere Partnerschaftszufriedenheit aufweisen, ist zu vermuten, dass sie mit der traditionellen Rollenteilung nicht zufrieden sind und eine egalitäre Rollenorientierung präferieren würden. Unter dieser Voraussetzung erscheint es plausibel, dass die Partnerschaftszufriedenheit der zusammen wohnenden Frauen relativ gering ist, da das erwünschte Partnerverhalten nicht mit dem tatsächlichen übereinstimmt. Ein Nachweis dieser Interpretationen bleibt allerdings noch aus, da weder die realen noch die erwünschten Rollenverteilungen explizit erhoben wurden. Es erscheint vielversprechend, dieses Vorgehen in zukünftigen Studien zu realisieren.

Interessanterweise zeigten sich in der Frauenteilstichprobe auch hinsichtlich der Streuungen der Partnerschaftsqualitätsmaße signifikante Unterschiede: die jeweiligen Werte in der Gruppe der mit ihrem Partner zusammen wohnenden Frauen streuten signifikant stärker als die entsprechenden Werte in der LAT-Gruppe. Das könnte darauf hindeuten, dass die NLAT-Frauen hinsichtlich der Partnerschaftsqualität keine so homogene Gruppe sind wie die LAT-Frauen, sondern beispielsweise in zwei Subgruppen „glückliche Partnerinnen“ sowie „weniger glückliche Partnerinnen“ zerfallen. Zwar wurde bei der Versuchspersonengewinnung darauf geachtet, keine in Paartherapie bzw. -beratung befindliche Partner in die Studie aufzunehmen, doch ist auch angesichts der Größe der hier gezogenen Stichprobe eine Subgruppenbildung nicht unplausibel. Wenngleich die Streuungsmaße der LAT-Bedingung signifikant geringer ausfallen, sollte auch für diese Bedingung die Möglichkeit von Subgruppen berücksichtigt werden. Eine denkbare Unterscheidung betrifft die Freiwilligkeit des Getrenntwohnens: es ist zu vermuten, dass – vor dem Hintergrund der im Einführungsteil geschilderten unterschiedlichen Gründe für das Führen einer LAT-Beziehung – zwischen einer bewussten Entscheidung (eines oder beider Partner) einerseits und äußeren Zwängen andererseits unterschieden werden sollte. Weitere Studien könnten sich dieser Thematik unterschiedlicher denkbarer Subgruppen zuwenden, was eine Fülle weiterer interessanter Fragestellungen eröffnet (z.B. unterschiedliche Strukturmerkmale der Partner-

schaftsqualität zwischen glücklich zusammen lebenden Paaren und freiwillig und glücklich getrennt lebenden Paaren).

Im Unterschied zu den Differenzen in der Frauenteilstichprobe ließen sich bezüglich der Partnerschaftszufriedenheit in der Männerteilstichprobe keine bedeutsamen Unterschiede zwischen Zusammen- und Getrenntwohnenden nachweisen (vgl. auch Noyon 2002). Aufgrund der oben aufgeführten Überlegungen zur partnerschaftlichen Arbeitsteilung hätte erwartet werden können, dass mit ihrer Partnerin zusammen wohnende Männer zufriedener sind. In Übereinstimmung hiermit stehen die Annahmen der von Rusbult (1983) formulierten Investmenttheorie, nach der Zufriedenheit das Resultat hoher Belohnungen und niedriger Kosten ist. Die Mittelwertunterschiede zwischen zusammen und getrennt wohnenden Männern weisen zwar in die entsprechende Richtung, sind jedoch zu gering, um als signifikant beurteilt zu werden. Dieses Ergebnis könnte zum einen darauf zurückgeführt werden, dass der Gewinn hinsichtlich der Arbeitsverteilung durch die Tatsache geschwächt wird, dass er zu Lasten der Partnerin geht. Prins, Buunk und Yperen (1992) fanden heraus, dass insbesondere Frauen (nicht aber Männer) zu relativ extremen Wiederherstellungsmaßnahmen der *Equity* neigen, z.B. in Form von außerehelichen Beziehungen. Zum anderen konnten Bierhoff und Grau (1999) aufzeigen, dass Gerechtigkeit bei Männern vorwiegend mit der sexuellen Zufriedenheit und nicht wie bei Frauen mit dem Glück in der Beziehung zusammenhängt. Dieser Untersuchungsbefund lässt es ebenfalls plausibel erscheinen, dass die männliche Partnerschaftszufriedenheit von der Wohnform nicht oder nur unbedeutend beeinträchtigt wird.

Auch die Hypothese, dass Zusammenwohnende ein stärker ausgeprägtes Streitverhalten berichten als Getrenntwohnende, konnte ausschließlich für die Frauenteilstichprobe bestätigt werden. Mit ihrem Partner in einer gemeinsamen Wohnung lebende Frauen berichten ein ausgeprägteres Streitverhalten als getrennt wohnende Frauen. Da häufige Streitereien mit einer niedrigen Beziehungsqualität einhergehen (vgl. Gottmann 1993), steht dieses Ergebnis in Übereinstimmung mit unserem Befund, dass zusammen wohnende Frauen eine niedrigere Partnerschaftszufriedenheit aufweisen als getrennt wohnende. Allerdings ist methodenkritisch darauf hinzuweisen, dass die Skala „Streitverhalten“ ein Bestandteil des *Partnerschaftsfragebogens* (PFB) ist und die für diese Hypothese berechneten Daten somit nicht vollständig unabhängig voneinander sind. In weiteren Studien könnte das Streitverhalten mit separaten Instrumenten untersucht werden, um eine statistische Unabhängigkeit von den Partnerschaftsqualitätsdaten sicherzustellen.

Den Erwartungen entsprechend kristallisieren sich hinsichtlich der Streitthemen qualitative Unterschiede heraus. Getrenntwohnende gaben bedeutsam häufiger als Zusammenwohnende an, sich über das Thema „Eifersucht“ zu streiten. Im Zusammenhang hiermit konnte in einer Untersuchung der Gesellschaft für rationale Psychologie (zitiert nach Freymeyer/Otzelberger 2000) für getrennt wohnende Paare, die sich ausschließlich an den Wochenenden besuchten, folgendes festgestellt werden: 52 Prozent dieser Paare gaben zu, regelmäßig eifersüchtig zu sein, während es in herkömmlichen Beziehungen nur 37 Prozent waren. Zudem berichtete ca. die Hälfte der befragten Wochenendpaare, mindestens einmal untreu gewe-

sen zu sein.¹ Letzteres legt es nahe, dass die Differenzen hinsichtlich der Eifersucht nicht auf dispositionelle Unterschiede, sondern auf die mit dem „living apart together“ verbundenen eingeschränkten Kontrollmöglichkeiten zurückzuführen sind. Das Ausmaß der spielerischen Liebe (Ludus), in der die Neigung, mit mehreren Partnern gleichzeitig eine Beziehung zu unterhalten, zum Ausdruck kommt (Bierhoff 2000), ist bei den getrennt wohnenden Probanden der vorliegenden Studie allerdings nicht signifikant höher als bei den zusammen wohnenden, wenngleich die Signifikanzgrenze hier nur knapp verfehlt wurde (vgl. Tabelle 4). Es ist jedoch gut vorstellbar, dass sie sich deshalb relativ häufig über „Eifersucht“ streiten, weil allein die Ungewissheit darüber, ob der Partner die Möglichkeiten zur Untreue ausnutzt, dazu führt, sich von potentiellen Konkurrenten stärker bedroht zu fühlen.

Ein weiterer qualitativer Unterschied besteht hinsichtlich des Themas „Hausarbeit“, worüber sich Zusammenwohnende bedeutsam häufiger streiten. Es erscheint zu vereinfachend, dieses Resultat, ausschließlich auf die Annahme zurückzuführen, dass LAT-Paare mit diesem Thema nicht konfrontiert werden. Denn selbst beim Fehlen eines gemeinsamen Haushalts kann es Phasen des längeren Zusammenlebens geben, in denen Hausarbeiten verrichtet werden müssen. Es erscheint sinnvoll, noch weitere Gründe für dieses Resultat in Erwägung zu ziehen. Zum einen ist vorstellbar, dass sich Getrenntwohnende seltener über Haushaltsangelegenheiten streiten, weil abweichende Ordnungsvorstellungen leichter toleriert werden können, sofern es nicht den eigenen Haushalt betrifft. Zum anderen scheint die Arbeitsteilung eine entscheidende Rolle zu spielen. In der Annahme, dass die Probandinnen in herkömmlichen Partnerschaften den größten Teil der Hausarbeit leisten, obwohl sie wenig zufrieden damit sind (siehe oben), erscheint es naheliegend, dass die Haushaltsführung aus Sicht der Zusammenwohnenden sehr viel problembehafteter ist als aus der Perspektive der Getrenntwohnenden. Dies könnte erklären, warum sie den Haushalt häufiger als Streitgrund angeben. Nach Meyer und Schulze (1992) sind getrennt wohnende Frauen ausschließlich für ihren eigenen Haushalt verantwortlich, so dass partnerschaftliche Auseinandersetzungen über die Arbeitsteilung entfallen.

Zur Frage der Liebesstile entsprechen die vorliegenden Untersuchungsbefunde im Wesentlichen den Studienergebnissen von Klein und Bierhoff (1991) sowie jenen von Bierhoff et al. (1993). Die Hypothese, dass sich Zusammen- und Getrenntwohnende hinsichtlich des Liebestyles Pragma signifikant voneinander unterscheiden, konnte auf der Grundlage der vorliegenden Datenbasis unterstützt werden. Dass Zusammenwohnende pragmatischer lieben als Getrenntwohnende führt Bierhoff (2000) auf einen kreisförmigen Abhängigkeitsprozess zurück. Da eine gemeinsame Wohnung die Lebenshaltungskosten reduziert, kann eine pragmatische Einstellung dazu beitragen, dass die Partner zusammenziehen. Eine gemeinsame Wohnung kann wiederum die pragmatische Einstellung fördern. Die Bequemlichkeit der Wohnsituation legt es nahe, den Status Quo des Zusammenlebens beibehalten zu wollen.

¹ Wie hoch der Anteil an untreuen Paaren in herkömmlichen Beziehungen ist, geht aus der Studie nicht hervor.

Zusammenfassend zeigt die vorliegende Studie einige Unterschiedlichkeiten zwischen Personen in konventionellen und LAT-Beziehungen auf. Unsere Ergebnisse lassen den Schluss zu, dass das Führen einer Beziehung in getrennten Wohnungen als ernstzunehmende Beziehungsform zu betrachten ist, der sich die Forschung intensiver zuwenden sollte. Bedeutsam erscheint die Tatsache, dass sich unsere Annahmen hinsichtlich der Partnerschaftszufriedenheit nur für die Frauen in unserer Stichprobe bestätigten: im Mittel erwiesen sich die mit ihrem Partner zusammen lebenden Frauen als beziehungsunzufriedener und stärker unter Streitverhalten leidend als die LAT-Frauen. Diese Befunde verleihen Rampages (1995) feministischer Kritik am gesamten Konzept Ehe² eine bedenkliche Aktualität. Sie betrachtet die „Heirat als *das* primäre Instrument weiblicher Unterordnung“ (Rampage 1995: 262; Hervorhebung im Original; Übersetzung durch die Autoren). Gerade angesichts der Tatsache, dass wir zwischen unseren Männer-Teilstichproben keine signifikanten Unterschiede in der Partnerschaftszufriedenheit finden konnten, müssen unsere Befunde als Hinweis darauf betrachtet werden, dass Frauen im klassischen Beziehungsmodell stärker benachteiligt werden als Männer. Möglicherweise stellt die Lebensform der LAT-Beziehung insbesondere für Frauen eine attraktive und der eigenen Zufriedenheit zuträgliche Gestaltungsform dar.

7. Literatur

- Anderson, E. A. (1992). Decision-making style: Impact on satisfaction of the commuter couples' lifestyle. *Journal of Family and Economic Issues*, 13(1), pp. 5-21.
- Bierhoff, H. W. (2000). Partnerschaft im Kontext von Familienkonstellation und Wohnsituation. In: P. Kaiser (Hrsg.). *Partnerschaft und Paartherapie* (S. 147-157). Göttingen: Hogrefe.
- Bierhoff, H. W./Grau, I. (1999). *Romantische Beziehungen: Bindung, Liebe, Partnerschaft*. Göttingen: Hans Huber.
- Bierhoff, H. W./Grau, I./Ludwig, A. (1993). *Marburger Einstellungs-Inventar für Liebessstile (MEIL)*. Göttingen: Hogrefe.
- Bortz, J./Döring, N. (1995). *Forschungsmethoden und Evaluation*. 2., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage. Berlin: Springer.
- Djawari, S./Meinheit, A. (2000). *Junge Paare. Eine repräsentative Untersuchung der Lebenssituation und Zukunftsplanung junger Paare zwischen 18 und 35 Jahren in der Bundesrepublik Deutschland im Auftrag der Brigitte*. Hamburg: Brigitte.
- El-Giamal, M. (1997). Veränderungen der Partnerschaftszufriedenheit und Stressbewältigung beim Übergang zur Elternschaft: ein aktueller Literaturüberblick. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 44, S. 256-275.
- Eysenck, H. J./Wakefield, J. A. (1981). Psychological factors as predictors of marital satisfaction. *Advances Behaviour Research and Therapy*, 3, pp. 151-192.

² Das Führen einer Ehe ist zwar nicht gleichbedeutend mit dem gemeinsam Wohnen, weist jedoch mit hoher Wahrscheinlichkeit deutliche Merkmale der klassischen Rollenaufteilung zwischen Frau und Mann auf. Im soziodemographischen Teil unserer Stichprobenbeschreibung wurde zudem darauf hingewiesen, dass der Anteil an verheirateten Partnern in unserer LAT-Stichprobe deutlich geringer ist als jener der gemeinsam wohnenden Partner.

- Fehm-Wolfsdorf, G./Groth, T./Kaiser, A./Hahlweg, K. (1998). Partnerschaft und Gesundheit. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.). *Prävention von Trennung und Scheidung* (S. 261-272). Köln: Kohlhammer.
- Frey Meyer, K./Otzelberger, M. (2000). *In der Ferne so nah: Lust und Last der Wochenendbeziehungen*. Berlin: Links.
- Gottman, J. M. (1993). The roles of conflict engagement, escalation, and avoidance in marital interaction: A longitudinal view of five types of couples. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 61, pp. 6-15.
- Govaerts, K./Dixon, D. N. (1988). ...until careers do us part: Vocational and marital satisfaction in the dual-career commuter marriage. *International Journal for the Advancement of Counselling*, 11, pp. 265-281.
- Guldner, G. T./Swensen, C. H. (1995). Time spent together and relationship quality: Long-distance relationships as a test case. *Journal of Social and Personal Relationships*, 12, pp. 313-320.
- Hahlweg, K. (1996). *Fragebogen zur Partnerschaftsdiagnostik (FPD)*. Göttingen: Hogrefe.
- Hahlweg, K./Klann, N./Hank, G. (1992). Zur Erfassung der Ehequalität: Ein Vergleich der „Dyadic Adjustment Scale“ (DAS) und des „Partnerschaftsfragebogens“ (PFB). *Diagnostica*, 38, S. 312-327.
- Halford, W. K./Gravestock, F. M./Lowe, R./Scheldt, S. (1992). Toward a behavioral ecology of stressful marital interaction. *Behavioral Assessment*, 14, pp. 199-217. (Zitiert nach Bodenmann 2000).
- Haustein, S./Bierhoff, H. W. (1999). Zusammen und getrennt wohnende Paare: Unterschiede in grundlegenden Beziehungsdimensionen. *Zeitschrift für Familienforschung*, 11. Jhg., 1, S. 59-76.
- Hecht, H. (1990). *Geschlechtstypische Risikofaktoren der Depressivität*. Regensburg: Roderer.
- Hinz, A./Stöbel-Richter, Y./Brähler, E. (2001). Der Partnerschaftsfragebogen (PFB): Normierung und soziodemographische Einflussgrößen auf die Partnerschaftsqualität. *Diagnostica*, 47, S. 132-141.
- Keddi, B./Seidenspinner, G. (1991). Arbeitsteilung und Partnerschaft. In: H. Bertram (Hrsg.). *Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen* (S. 159-192). Opladen: Leske + Budrich.
- Kirchler, E./Venus, M. (2000). Zwischen Beruf und Familie: Gerechtigkeit und Zufriedenheit mit der Aufteilung der Arbeit zu Hause. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 32, S. 113-123.
- Klein, R./Bierhoff, H. W. (1991). Liebesstile nach Lee in ihrer Beziehung zu den konkreten Rahmenbedingungen der Partnerschaft. *Gruppendynamik*, 22, S. 189-206.
- Lee, J. A. (1974). The styles of loving. *Psychology Today*, 8, pp. 44-51.
- Levin, I./Trost, L. (1999). Living apart together. *Community, Work and Family*, 2, pp. 279-294.
- Maguire, K. C. (2001). *Communication and communal coping in long-distance romantic relationships*. Diss., University of Texas. (Mikrofiche-Ausgabe).
- Meyer, S./Schulze, E. (1992). *Familie im Umbruch*. Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Familie und Senioren. Schriftenreihe des BMFuS, Bd. 7. Stuttgart: Kohlhammer. (Zitiert nach Schneider et al. 1998)
- Nave, Y. (1999). *Partnerschaft und Sexualität von Frauen im Klimakterium*. Diss., Freie Universität Berlin.
- Noyon, A. (2002). *Intrapsychische Konflikte in Partnerschaften*. Hamburg: Kovač.
- Prins, K. S./Buunk, A. P./Van Yperen, N. W. (1992). Equity, normative disapproval and extramarital sex. *Journal of Social and Personal Relationships*, 10, pp. 39-53. (Zitiert nach Buunk 1996).
- Rampage, C. (1995). Gendered aspects of marital therapy. In: N. S. Jacobson/A. S. Gurman (Eds). *Clinical Handbook of Couple Therapy*. (pp. 261-273). New York: Guilford Press.

- Riehl-Emde, A./Frei, R./Willi, J. (1994). Menschen in Trennung und ihre Ambivalenz: Erste Anwendung eines neu entwickelten Paarinventars. *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie*, 44, S. 37-45.
- Rindfuss, R. R./Stephen, E. H. (1990). Marital noncohabitation: Separation does not make the heart grow fonder. *Journal of Marriage and the Family*, 52, pp. 259-270.
- Rusbult, C. E. (1983). A longitudinal test of the investment model: The development (and deterioration) of satisfaction and commitment in heterosexual involvements. *Journal of Personality and Social Psychology*, 45, pp. 101-117. (Zitiert nach Bierhoff/Grau 1999).
- Schindler, L./Hahlweg, K./Revenstorf, D. (1998). *Partnerschaftsprobleme: Diagnose und Therapie*. 2., aktualisierte, vollständig überarbeitete Auflage. (1. Auflage 1980). Heidelberg: Springer.
- Schlemmer, E. (1995). „Living apart together“, eine partnerschaftliche Lebensform von Singles? In: H. Bertram (Hrsg.). *Das Individuum und seine Familie* (S. 363-397). Opladen: Leske + Budrich.
- Schmitz-Köster, D. (1991). Liebe nur am Wochenende. *Psychologie Heute*, 18, S. 33-40.
- Schmitz-Köster, D. (1992). Liebe auf Distanz. *Universitas*, 47, S. 150-154.
- Schmitz-Köster, D. (1993). *Liebe auf Distanz. Getrennt zusammen leben*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Schneider, N. F. (1996). Partnerschaften mit getrennten Haushalten in den neuen und alten Bundesländern. In: W. Bien (Hrsg.). *Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend* (S. 88-97). Opladen: Leske + Budrich.
- Spanier, G. B. (1976). Measuring dyadic adjustment: New scales for assessing the quality of marriage and similar dyads, *Journal of Marriage and the Family*, 38, pp. 15-28.
- Stafford, L./Reske, J. R. (1990). Idealization and communication in long-distance premarital relationships. *Family Relations*, 39, pp. 274-279.
- Straver, C. J. (1980). Die nichteheliche Lebensgemeinschaft. Bericht über eine qualitative Untersuchung in den Niederlanden. *Partnerschaft und Identität. Die nichteheliche Lebensgemeinschaft, Tagung vom 25. bis 27. Januar, Loccumer Protokolle*, 3, Loccum, S. 18-43.
- Stephen, T. (1986). Communication and interdependence in geographically separated relationships. *Human Communication Research*, 13, pp. 191-210.
- Terman, L. M. (1938). *Psychological factors in marital happiness*. New York: McGraw.
- Timmerman, L. M. (2001). *Jealousy expression in long-distance romantic relationships*. Diss., University of Texas. (Mikrofiche-Ausgabe).

Eingereicht am: 03.11.2004

Akzeptiert am: 27.02.2006

Anschrift der Autoren

Dr. Alexander Noyon
Dipl.-Psych. Tanja Kock

J. W. Goethe-Universität Frankfurt
Institut für Psychologie
- Klinische Psychologie und Psychotherapie -
Georg-Voigt-Straße 8
D- 60054 Frankfurt

Anne-Katrin Stegmann und Marina Schmitt

Veränderungen in langjährigen Partnerschaften des mittleren Erwachsenenalters

Changes in long-term marital relationships in middle adulthood

Zusammenfassung

Obwohl langjährige Partnerschaften immer noch den Normalfall darstellen, werden diese in der Forschung häufig vernachlässigt. Die Untersuchung fragt deshalb danach, a) wie sich die Ehequalität in langjährigen Beziehungen im mittleren Erwachsenenalter verändert, b) welche Veränderungen auftreten, c) wie diese bewertet werden und d) welche Zusammenhänge zwischen Veränderungen, deren Erleben und der Entwicklung der Ehequalität bestehen. Basierend auf Daten von 286 in langjährigen Beziehungen lebenden Teilnehmer/innen der Interdisziplinären Längsschnittstudie des Erwachsenenalters (geb. 1950-52; Alter zu T2: 48,0 Jahre) zeigen sich eine Zunahme der Ehequalität und viele partnerschaftsbezogene Veränderungen. Weder Anzahl noch Art der Veränderungen, sondern die negative Bewertung der Ereignisse weisen Zusammenhänge zur Ehequalität auf. Konsequenzen für die weitere Forschung werden diskutiert.

Schlagworte: mittleres Lebensalter, langjährige Partnerschaften, Ehequalität, Ereignisse und Veränderungen

Abstract

Although long-term marital relationships still are the normal case, researchers neglect these relationships. Therefore, this study asks a) how marital quality changes in long-term relationships in middle adulthood, b) which changes individuals perceive in their marital relationship, c) how they evaluate these changes, and d) which associations exist between perceived changes, the evaluation of these changes, and the development of marital quality. Based on data from 286 participants of the Interdisciplinary Longitudinal Study of Adult Development (born 1950-52; mean age at T2: 48.0 years) living in long-term marital relationships, results show an increase in marital quality and a variety of changes related to marriage. Neither the amount of changes nor the kind of changes but only the negative evaluation of the perceived changes were related to marital quality. Consequences for further research are discussed.

Key words: middle adulthood, long-term marriages, marital quality, events and changes

Einleitung

Die auf Dauer ausgelegte Paarbeziehung ist für die meisten Erwachsenen soziale Grundeinheit ihres Lebens (Kaiser 2000). Der Wert von Ehe und Familie ist in den letzten Jahren trotz aller gesellschaftlicher Veränderungen in der zweiten Hälfte

des 20. Jahrhunderts durchaus noch gestiegen (Grünendahl 2001). Noch nie zuvor haben so viele Personen im Erwachsenenalter in einer so langen monogamen Beziehung gelebt (Schmitt 2001). Mehr als zwei Drittel aller bundesdeutschen Erwachsenen im mittleren Erwachsenenalter sind verheiratet bzw. leben in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft.

Trotz der Tatsache, dass viele Ehen ggf. Jahrzehnte dauern, konzentrieren sich viele Studien auf eher kritische Ereignisse und Übergänge in den Partnerschaften. Über den „typischeren Fall“ länger dauernder Beziehungen im mittleren Erwachsenenalter, ist bisher wenig bekannt. Erst in den letzten Jahren (Berberich/Brähler 2001; Hammerschmidt 2000; Schmitt 2001) rücken Partnerschaften im mittleren Erwachsenenalter in das Blickfeld der Forschung. Hier befinden sich im „Normalfall“ einer langjährigen Beziehung – in Anlehnung an den Partnerschaftszyklus von Textor (1998) – die Partner in der Phase der „Ehe mit Schulkindern“ oder in der „Empty Nest-Phase“, d.h. die Kinder sind bereits aus dem Haus.

Widersprüchliche Ergebnisse zur Entwicklung der Partnerschaftsqualität sowie der Anstieg der Scheidungszahlen auch langjähriger Beziehungen sprechen dafür, die Aufmerksamkeit stärker auf diese Partnerschaften zu richten. Im Hintergrund steht hier auch die Frage, ob Ehe und Partnerschaft als Teil des Lebens im mittleren Erwachsenenalters ebenfalls als „langweiliges Plateau“ sensu Chiriboga (1989) und Klauer (1990) bezeichnet werden kann oder in wieweit eher „transitions und trajectories“ im Sinne von Moen und Wethington (1999) besonders kennzeichnend für das mittlere Erwachsenenalter sind. Gleichzeitig ist das mittlere Erwachsenenalter am Ende des 20. Jahrhunderts und zu Beginn des 21. Jahrhunderts charakterisiert durch ein immer größer werdendes Spektrum an Rollen, Ressourcen und Beziehungen. So befinden sich Menschen im gleichen Lebensalter an sehr unterschiedlichen Punkten ihrer familiären oder beruflichen Entwicklung (Moen/Wethington 1999). Die Weiterentwicklung der Paaridentität, das im Verlaufe einer Beziehung immer wieder erforderliche Hinterfragen von Interaktionsmustern und Beziehungsdefinitionen, die Aufrechterhaltung von Bindung und Zuneigung trotz größerer Veränderungen bei beiden Partnern und in ihrer Umwelt (Martin/Schmitt 2000) sind nur einige der Anforderungen an eine langjährige Beziehung. Dabei erhoffen die Partner, dass die Bewältigung der gerade genannten Anforderungen für beide zu einem hohen Maß an Zufriedenheit führt.

Bestimmung der Partnerschaftsqualität

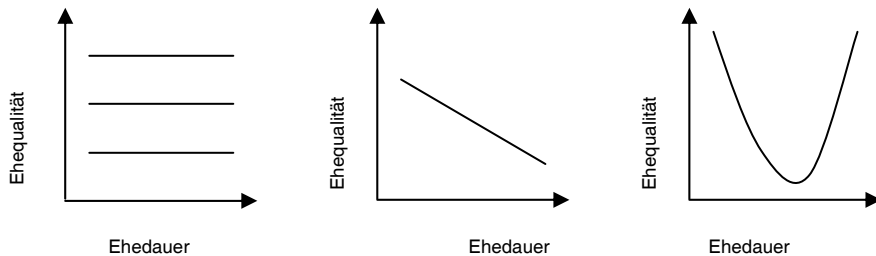
Im Folgenden werden die Begriffe Ehe und Partnerschaft synonym verwandt. Eine allgemeingültige Definition von Partnerschaft zu geben ist schwierig, weil heute mehr denn je die beiden Partner ihre jeweilige Partnerschaft individuell definieren (Schütz/Wiesner 2000). Entsprechend existiert in der Forschungslandschaft eine Vielzahl unterschiedlicher Bezeichnungen für die Qualität einer Beziehung. Begriffe wie „Ehezufriedenheit“, „Eheerfolg“, „Ehequalität“ bzw. „marital satisfaction“, „marital adjustment“ oder „marital happiness“ werden verwandt, ohne dass klar definiert worden ist, was diese Bezeichnungen beinhalten. Schmitt (2001) geht davon aus, dass alle Begriffe synonym verwendet werden können. All diese Beg-

riffe beschreiben die subjektive Einschätzung und Bewertung der Partnerschaft. Was jedoch eine gute bzw. erfolgreiche Partnerschaft ausmacht, wird sehr unterschiedlich bzw. teilweise auch völlig konträr (Brauckhaus/Saßmann/Hahlweg 2000) bewertet und ist auch abhängig von der aktuellen Lebensphase bzw. Lebenssituation. Der komplexen Dimensionalität des Konstrukts Ehequalität wird erst in jüngster Zeit Rechnung getragen. So operationalisiert zum Beispiel Schmitt (2001) Ehequalität anhand einer Auswahl bereichsspezifischer Zufriedenheits- und Belastungsmaße.

Entwicklungsmuster der Partnerschaftsqualität

Mit dem Wissen, dass die subjektive Zufriedenheit der Partner über die Zeit hinweg durchaus erheblichen Schwankungen unterworfen sein kann (Fookon/Lind 1996; Hammerschmidt 2000), können aus den Ergebnissen der bisherigen Forschung folgende Modellvorstellungen zum Verlauf der Partnerschaftszufriedenheit über die Zeit abgeleitet werden:

Abbildung 1: Entwicklungsverläufe der Ehequalität (schematische Darstellung)



Vor allem ältere Studien gehen von einer gleichbleibend niedrigen, mittleren oder hohen Ehequalität aus (zusammenfassend siehe dazu Fookon/Lind 1996). Aktuellere Untersuchungen beschreiben einen Rückgang der Ehequalität im Verlauf der Partnerschaft. Einige Studien gehen davon aus, dass sich die Qualität der Beziehung kontinuierlich verschlechtert (siehe z.B. Bodenmann 2001). Brandtstädter und Felser (2003) finden in ihrer Untersuchung für die 42-47jährigen im mittleren Erwachsenenalter stehenden Personen einen deutlichen Rückgang der Partnerschaftsqualität über 14 Jahre. Andere sprechen von einem starken Abfall der Ehequalität in den ersten Jahren der Beziehung, der sich in weiteren Ehejahren verlangsamt (Bradbury/Fincham/Beach 2000). Häufig findet man auch die Darstellung eines u-förmigen Verlaufs der Partnerschaftszufriedenheit (Weiland-Heil 1993 oder Quadagno 1999), der sich an dem Familienzyklus orientiert. Mit der

Geburt der Kinder sinkt die Ehequalität zunächst deutlich ab und steigt dann aber nach dem Auszug der Kinder wieder an.

Viele der häufig querschnittlich angelegten und die Ehequalität retrospektiv erhebenden Untersuchungen gehen von einer relativ geringen Beziehungsqualität in langjährigen Beziehungen aus (z.B. Weiland-Heil 1993). Wird der Verlauf der Ehequalität aber in Längsschnittstudien erfasst, ist die Zufriedenheit mit der Beziehung deutlich höher als angenommen wurde (Vaillant/Vaillant 1993). Es ist jedoch zu berücksichtigen, dass es sich hier um positiv selektierte Stichproben handelt. Ehen, die aufgrund einer geringeren Beziehungsqualität bereits geschieden wurden, entfallen entsprechend in den Auswertungen. Weishaus und Field (1988) zeigen in ihrer Untersuchung für Ehen, die mehr als 50 Jahre Bestand hatten, dass alle dargestellten Formen der Entwicklung von Ehezufriedenheit nachgewiesen werden können, sie finden aber vor allem einen kurvilinearen Verlauf. Auch Karney und Bradbury (1995: 27) sprechen davon, dass „marital quality may follow a number of possible courses“.

Zu Unterschieden in der Zufriedenheit von Männern und Frauen mit ihren jeweiligen Beziehungen, gibt es in der bisherigen Forschung ebenfalls ein ganzes Spektrum an Aussagen. In einigen Studien finden sich keine Geschlechtsunterschiede, andere belegen eine höhere Zufriedenheit der Frauen mit ihrer aktuellen Beziehung. Ein Großteil der Studien kommt jedoch zu dem Ergebnis, dass Männer eindeutig zufriedener als Frauen mit ihrer Beziehung sind (Hammer-schmidt/Kaslow 1995 oder Carstensen/Gottman/Levenson 1995).

Determinanten der Partnerschaftsqualität

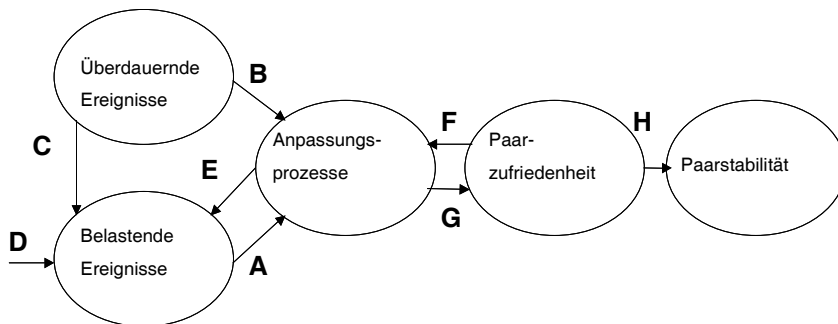
Karney und Bradbury (1995) zeigen in ihrer Meta-Analyse zur Partnerschaftsqualität vielschichtige Determinanten der Partnerschaftsqualität und Wechselwirkungen auf. Sie sprechen von 200 möglichen Einflussfaktoren und 900 unterschiedlichen Wirkmechanismen. Partnerschaften als auf Dauer angelegte Lebensgemeinschaften unterliegen dabei ständiger Veränderung (Weiland-Heil 1993). Diese Veränderungen betreffen alle Dimensionen bzw. Facetten der Partnerschaft. Für Partnerschaften allgemein und für langjährige Beziehungen im Besonderen gilt, dass hier keine starren Phänomene vorliegen. Vielmehr stellen Ehen und verbindliche Partnerschaften das Resultat einer vorhergehenden Beziehungsdynamik dar und sind abhängig von dispositionalen und Interaktions-Faktoren. Sie sehen sich vielfachen Einflüssen aus der Umwelt des Paares gegenüber und sind somit Bestandteile eines fortlaufenden Prozesses (siehe u.a. Brauckhaus et al. 2000). Aus diesem Grunde ist es wichtig den Blick darauf zu lenken, was in diesen Partnerschaften geschieht und welchen Einfluss diese Ereignisse und Veränderungen auf die Ehequalität haben. Bisher ist wenig darüber bekannt, was sich konkret in diesen Partnerschaften ereignet; lediglich aus Arbeiten der systemischen Psychotherapie-Forschung ist die Beschreibung von Familienzyklen (z.B. bei Textor 1998) bekannt. Des Weiteren weiß man wenig darüber, wie diese Veränderungen erlebt und damit bewertet werden.

Dabei ist nicht jedes Ereignis per se mit einer eindeutigen emotionalen Konsequenz verbunden. Die Einbeziehung der Bewertung des Erlebten ist daher von besonderer Relevanz, bei der Betrachtung der emotionalen Valenz der Ereignisse und Veränderungen entsteht ein noch einmal differenziertes Bild der Zusammenhänge. Gottmann und Levenson (2000) betonen in ihrer Arbeit den starken Effekt von negativem verbalem Verhalten, erst fünf positive Interaktionen bilden ein Gegengewicht zu einer negativen Handlung. Riehl-Emde (2000) fordert dagegen in diesem Zusammenhang, den Blick weg vom objektiv beobachtbaren Kommunikationsverhalten auf subjektiv wichtige Ereignisse und Veränderungen zu lenken, die gegebenenfalls zu positiven oder negativen Veränderungen der Partnerschaftsqualität führen.

Prozessmodell der Paarbeziehung

Als Ergebnis der oben bereits angesprochenen Metaanalyse haben Karney und Bradbury (1995) ein Modell erarbeitet, in dem die komplexen Zusammenhänge zwischen Ereignissen sowie den dazugehörigen Anpassungsprozessen und der Beziehungsqualität bzw. -stabilität dargestellt werden.

Abbildung 2: Das Vulnerabilitäts-Stress-Anpassungsmodell der Paarbeziehung nach Karney/Bradbury (1995)



Das Modell zeigt vielschichtige kausale Beziehungen zwischen überdauernden Ereignissen, belastenden Ereignissen, Anpassungsprozessen, der Paarzufriedenheit sowie der Paarstabilität. Dieses Modell dient als Grundlage für die Bearbeitung der Frage nach dem Einfluss von Ereignissen und Veränderungen auf die Paarzufriedenheit. Die Bewertung der Ereignisse wird in der vorliegenden Untersuchung als eine Form des Anpassungsprozesses verstanden. Belastende Ereignisse (Pfeil A) wirken sich dabei auf die Anpassungsprozesse aus, zu denen vorrangig die Bewertung gehört. Die Konsequenz aus den Anpassungsprozessen beeinflusst die Paarzufriedenheit und umgekehrt (Pfeile F und G). Der längsschnittliche Ansatz der eigenen Studie bietet die Chance, mögliche Wechselwirkung zwischen dem Auftreten von Ereignissen, den Anpassungsprozessen sowie der Entwicklung der Paarzufriedenheit zu untersuchen.

Fokus der Studie

Die vorliegende Arbeit untersucht zunächst den Verlauf der Beziehungsqualität über vier Jahre in langjährigen stabilen Partnerschaften des mittleren Erwachsenenalters. Dabei ist das maßgebliche Kriterium die subjektive Bewertung der Partnerschaftsqualität. Das Phänomen des „Normalfalls langjährige Partnerschaft“ im mittleren Erwachsenenalter besteht aus einem komplexen Zusammenspiel von vielen Rollen, unterschiedlichen Zielen und einer Reihe von Verantwortlichkeiten, die Partnerschaften gerade in dieser Lebensphase vor besondere Herausforderungen stellt. Die vorliegende Untersuchung will deshalb weiterhin anhand der Beschreibung von Ereignissen und Veränderungen einen Teil der vielschichtigen Determinanten der Ehequalität aufzeigen. Dabei wird der Blick auch auf die subjektiven Bewertungen der berichteten Ereignisse und Veränderungen gelenkt, um die Effekte emotionaler Valenz der Erinnerungen zu zeigen.

Abschließend soll gezeigt werden, welche Zusammenhänge zwischen der Entwicklung der Ehequalität, Ereignissen und Veränderungen sowie deren Bewertung bestehen.

Aus der vorhergehenden Argumentation ergeben sich folgende Forschungsfragen:

1. Wie verändert sich Partnerschafts- bzw. Ehequalität im mittleren Erwachsenenalter?
2. Welche subjektiv wichtigen Ereignisse und Veränderungen treten in langjährigen Partnerschaftsbeziehungen des mittleren Erwachsenenalters auf?
3. Wie werden die Ereignisse und Veränderungen im mittleren Erwachsenenalter subjektiv bewertet?
4. Welche Zusammenhänge zeigen sich zwischen Veränderungen, deren subjektiver Bewertung und der Entwicklung der Ehequalität?

In allen Analysen werden geschlechtsspezifische Aspekte berücksichtigt. Sowohl in Bezug auf die Ehequalität als auch auf die subjektiv als wichtig erlebten Veränderungen und ihre emotionale Valenz und nicht zuletzt in Hinblick auf deren Zusammenhänge sollten sich geschlechtsspezifische Unterschiede ergeben.

Methode

Die Arbeit untersuchte in einem explorativen Vorgehen, was sich konkret in bestehenden Beziehungen ereignet hat und ob Ereignisse und Veränderungen Auswirkungen auf die Entwicklungen der Qualität der Beziehung haben. Zum einen wurden im Rahmen von halbstrukturierten Interviews als Spontannennungen berichtete Ereignisse und Veränderungen zum Themenbereich Ehe bzw. Partnerschaft aus den vergangenen vier Jahren bei bestehenden langjährigen Beziehungen analysiert. Gleichzeitig wurden die dazu gehörenden Bewertungen der erinnerten Ereignisse und drittens die Entwicklung der Ehequalität über den Zeitraum von

vier Jahren berücksichtigt. Es wurde also anhand der vorliegenden Daten gezeigt, welche Ereignisse und Veränderungen es gab, wie deren emotionale Valenz aussah und ob diese die Qualität vorhersagen konnten.

Stichprobe

Ziel der *Interdisziplinären Längsschnittstudie des Erwachsenenalters* (ILSE) ist die Untersuchung der individuellen, gesellschaftlichen und materiellen Bedingungen für ein gesundes, selbstverantwortliches und zufriedenes Altern. Die Studie leistet damit einen einzigartigen Beitrag zur interdisziplinären Grundlagenforschung und hat weitreichende Bedeutung für die Entwicklung präventiver Maßnahmen zur Verbesserung der Lebensqualität im mittleren und höheren Erwachsenenalter.

Die Teilnehmer der Untersuchung stammen aus dem Untersuchungszentrum Heidelberg-Mannheim-Ludwigshafen und aus dem Raum Leipzig. Die Untersuchungen fanden im Zeitraum einmal von September 1993 bis April 1996 und zum anderen von September 1997 bis April 2000 statt. Die Stichprobenziehung im Rahmen der ILSE-Studie erfolgte mit Hilfe einer nach Alter und Geschlecht stratifizierten Adressenauswahl der jeweiligen Einwohnermeldeämter. Aus diesem Pool wurden nach nochmaliger Zufallsauswahl Personen für die Teilnahme gewonnen. Die Teilnahmebereitschaft der tatsächlich zunächst schriftlich und dann telefonisch kontaktierten Personen betrug 48,73%. Es gab keine bedeutsamen Regional- und Altersunterschiede der insgesamt 1001 teilnehmenden Personen der Geburtsjahrgänge 1930/32 und 1950/52 (vgl. Martin/Grünendahl/Schmitt 2000). Die Daten der Studienteilnehmer konnten als weitgehend repräsentativ angesehen werden (vgl. Schmitt 2001). Da sich die vorliegende Fragestellung lediglich auf im mittleren Erwachsenenalter stehende Personen bezieht, lag die entsprechende Grundgesamtheit für die Auswertungen lediglich bei $N = 500$ Personen der Geburtsjahrgänge 1950-52. Folgende Kriterien wurden für die Definition von langjährigen Partnerschaften festgelegt:

1. dass die Partnerschaft als „feste Partnerschaft“ bezeichnet wurde (also eine gewisse Verbindlichkeit aufweist),
2. dass die gleiche Partnerschaft zu beiden Messzeitpunkten bestand,
3. diese länger als 6 Jahre bestand.

Die genannten Kriterien wurden von $n = 286$ in den Jahren 1950-52 geborenen Teilnehmerinnen und Teilnehmer der ILSE erfüllt. Diese waren beim ersten Messzeitpunkt zwischen 42 und 44 Jahren und beim zweiten Messzeitpunkt zwischen 47 und 49 Jahren alt.

Die folgende Tabelle gibt einen Überblick über die wichtigsten Stichprobencharakteristika.

Tabelle 1: Stichprobencharakteristika

	Männer N = 153	Frauen N = 133	χ^2/F
Alter in Jahren (M, SD)	48,0 (0,8)	47,9 (0,8)	n.s.
Haushaltsnetto-Einkommen (in %) ^a			n.s.
bis 2040 €	26,7	37,4	
ab 2041 €	73,3	62,6	
Schulbildung (in %) ^b			n.s.
Hauptschulabschluss	25,5	27,8	
Mittlere Reife/Abitur	74,5	72,2	
Schulbildung Partner/in (in %)			n.s.
Hauptschulabschluss	35,3	39,9	
Mittlere Reife/Abitur	64,7	60,1	
Anteil gegenwärtig berufstätiger Personen (in %)	91,2	68,3	***
Anzahl der Eheschließungen (in %)			n.s.
1	85,6	79,0	
2 und mehr	11,1	17,3	
Alter bei Eheschließung (M, SD)	26,3 (5,1)	23,1 (5,1)	***
Dauer der Ehe (M, SD)	21,8 (5,3)	23,2 (6,1)	*
Anzahl der Kinder (in %)			n.s.
0	8,4	9,7	
1	31,3	30,6	
2	39,8	48,6	
3-7	18,9	11,1	
Anzahl der Kinder (M,SD)	1,8 (1,0)	1,5 (0,8)	***
Alter der Kinder (M, SD) ^c	19,7 (5,3)	22,4 (4,6)	***
Anteil von Personen ohne Kind im Haushalt (in %) ^c	19,5	38,9	***

Anmerkung: a: fehlende Werte = 2; b: fehlende Werte = 1; c: Werte beziehen sich auf Untersuchungspersonen mit mind. 1 Kind, N = 141; bei $p < 0,05^*$, $p < 0,01^{**}$, $p < 0,001^{***}$.

Es fanden sich keine signifikanten Geschlechtsunterschiede hinsichtlich des Haushalts-Nettoeinkommens und der Schulbildung. Die Untersuchungsteilnehmerinnen und -teilnehmer lebten zum überwiegenden Teil (85,6% der Männer und 79% der Frauen) in erster Ehe. Die durchschnittliche Ehedauer betrug bei den Männern 21,8 Jahre und war damit kürzer als die der untersuchten Frauen mit 23,2 Jahren. Die Männer hatten im Schnitt 1,8 Kinder, Frauen 1,5 Kinder. Die Kinder der Frauen waren im Durchschnitt (22,4 Jahre) älter als die Kinder der Männer (19,7 Jahre). Damit einher geht auch die Tatsache, dass aus dem Haushalt der Frauen bereits wesentlich häufiger die im Durchschnitt älteren Kinder ausgezogen sind. Hier waren etwa 40% der Familien betroffen, bei den Männern waren es dagegen erst ca. 20%.

Instrumente

Nicht die objektiven Verhältnisse sondern die subjektiven Repräsentationen von Erfahrung und die Deutungen und Bedeutungen von Lebensbedingungen und Geschehnissen entscheiden darüber, wie die Person eine Situation bewertet und in ihr handelt (Hoppe-Graf 1998). Die „kognitiven Theorien“ sensu Thomae (z.B. 1998)

und anderer belegen die Notwendigkeit eines solchen Vorgehens. Aus diesem Grund haben wir einen stärker qualitativ-orientierten Zugang, nämlich den eines halbstrukturierten Interviews und einer qualitativen Inhaltsanalyse bei der Erhebung von Ereignissen und Veränderungen gewählt.

Partnerschaftsqualität

Im Rahmen des halbstrukturierten Interviews wurden zu beiden Messzeitpunkten die Zufriedenheit mit der Aufgabenteilung, die Zufriedenheit mit der Intimität/Sexualität, die Zufriedenheit mit der Aktivität, die Zufriedenheit mit der gegenwärtigen Entwicklung und die erlebten Belastung in der Beziehung erhoben. Die Zufriedenheitsmaße wurden jeweils auf einer 5-Punkte-Ratingskala (von 1 = keinerlei Hinweise auf eine positive Bewertung bis 5 = ausschließlich positive Gefühle werden geäußert) eingestuft. Die Belastung wurde ebenfalls auf einer 5-Punkte-Ratingskala erfasst (1 = sehr geringe Belastung bis 5 = sehr hohe Belastung). Aus den Zufriedenheitsmaßen sowie dem Belastungsmaß wurde ein Dimensionswert gebildet. Dazu wurde eine Maximum-Likelihood-Faktorenanalyse gerechnet, um messfehlerbereinigte Werte zu erhalten. Die Zahl der Faktoren wurde auf 1 fixiert. Um für beide Messzeitpunkte identische Ladungen sicherzustellen und um Veränderungen in den Dimensionswerten auf Individuumsebene überhaupt berechnen zu können, gingen die Werte aus beiden Messzeitpunkten in die Faktorenanalyse ein. Die Werte des zweiten Messzeitpunkts wurden nicht als weitere Variablen sondern als weitere Beobachtungen berücksichtigt. Dieser gemeinsame Faktor Ehequalität erklärt 71,3% der Varianz. Die erhaltenen Faktorwerte wurden über beide Messzeitpunkte auf einen Mittelwert von 50 und eine Standardabweichung von 10 standardisiert.

Nachfolgende Subgruppen für die Entwicklung der Ehequalität wurden anhand des Mittelwertes des Ehequalitätsfaktors nach Trennung zwischen beiden Messzeitpunkten bestimmt. Hierbei wurden für beide Messzeitpunkte anhand eines Mediansplits jeweils zwei Gruppen von hoher und geringere Ehequalität festgelegt. Eine Zuordnung zu den Teilgruppen geschah wie folgt:

1. gleichbleibend (sehr) hohe Ehequalität (N = 96)
2. gleichbleibend geringe Ehequalität (N = 91)
3. verbesserte Ehequalität (erster Messzeitpunkt geringe, zweiter Messzeitpunkt hohe Ehequalität)(N = 55)
4. verschlechterte Ehequalität (erster Messzeitpunkt hohe, zweiter Messzeitpunkt geringe Ehequalität) (N = 44)

Ereignisse und Veränderungen

Die Erhebung der Veränderungen wurde anhand der Antworten eines halbstrukturierten Interviews vorgenommen, die Teilnehmer wurden gefragt: „Was hat sich in den vergangenen vier Jahren bezogen auf ihre Partnerschaft getan? Was hat sich noch verändert? Was wäre sonst noch zu berichten?“. Die Spontannennungen dieses freien Berichts wurden dann einer qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2003) unterzogen. Diese beinhaltet eine schrittweise induktive Kategorienbildung

aus dem vorliegenden Datenmaterial und eine formative Reliabilitätsprüfung der vorläufigen Kategorien. Danach wurde das gesamte Datenmaterial den entstandenen Kategorien zugeordnet. Eine Reliabilitätsprüfung der Zuordnung, der Kategorienbezeichnungen und der Kategoriendefinitionen schloss den Vorgang ab. Es wurden Beschreibungseinheiten erarbeitet, die so konkret wie möglich die Aussagen widerspiegeln und damit ohne größeren Informationsverlust abbilden sollten. Gleichzeitig mussten diese aber auch so abstrakt wie nötig sein, damit eine effiziente Kategorisierung sinnvoll erscheint (Kruse/Schmitt 1998). So entstand eine Zuweisung zu 29 Einzel- bzw. 11 übergeordnete Kategorien (Interrater-Reliabilitäten: Cohen's $\kappa = .63$ bis $\kappa = .80$). Über die Ereignisse und Veränderungen hinaus wurde auch die subjektive Bewertung der Ereignisse erhoben. Die Teilnehmer wurden gefragt, ob sie das jeweilige Ereignis positiv (Bewertung = 3), negativ (Bewertung = 1) oder neutral (Bewertung = 2) bewerteten.

Ergebnisse

Um die Entwicklung der Ehequalität zu beschreiben, wird in einem ersten Schritt die Veränderung des Faktors Ehequalität und dessen Teilvariablen gezeigt.

Tabelle 2: Veränderungen der Ehequalität

	T1	T2	F _T	F _{Sex}	F _{T x Sex}
Zufriedenheit mit der...					
Intimität/Sexualität ^a	3,6 (1,0)	3,8 (0,9)	*		
Aufgabenteilung ^a	4,0 (0,9)	4,1 (0,8)	*	***	
Aktivität ^a	4,1 (0,9)	4,2 (0,8)			
ggw. Entwicklung ^a	4,0 (0,9)	4,2 (0,8)	*	*	
Erlebte Belastung ^a	2,2 (1,0)	1,9 (0,9)	***	**	*
Ehequalität	49,1 (10,2)	50,9 (9,8)	***	**	

Anmerkung: ^a Ratings von 1 = sehr gering bis 5 = sehr hoch.

Die bereits zum ersten Messzeitpunkt (T1) relativ hohe Ehequalität der untersuchten Personengruppe verbesserte sich innerhalb der untersuchten vier Jahre (also bis zu T2) signifikant. Dabei waren die männlichen Teilnehmer (bei einem höheren Ausgangsniveau) noch zufriedener als die weiblichen Probanden. Die Verbesserung der Ehequalität für die gesamte Stichprobe schloss alle Teilvariablen des Faktors ein, es ergaben sich aber teilweise deutliche Geschlechtsunterschiede: Das erlebte Ausmaß an Belastung in der Partnerschaft sank für die Männer stärker als für die Frauen, und es zeigte sich eine deutlich geringere Zufriedenheit der weiblichen Teilnehmer mit der Aufgabenteilung in der Beziehung.

Wie häufig wurden nun Aussagen zu Ereignissen und Veränderungen in der Partnerschaft gemacht? Insgesamt nannten die Untersuchungsteilnehmerinnen und -teilnehmer 979 Ereignisse und Veränderungen, im Schnitt waren es 2,8 Aussagen pro Person (SD = 1,9). Die Bandbreite betrug zwischen 0 und 11 Aussagen. Etwas mehr als ein Fünftel (21,4%) berichteten keinerlei Veränderungen, 23% berichte-

ten lediglich eine Veränderung, 18,1% zwei, 15,4% drei und 8,2% vier Veränderungen. Lediglich ein Siebtel (13,8%) der Untersuchungsteilnehmerinnen und -teilnehmer berichteten fünf und mehr Veränderungen. Das Auftreten von Erinnerungseffekten konnte ausgeschlossen werden, da sich die zeitliche Einordnung der Ereignisse gleichmäßig über den gesamten Erhebungszeitraum verteilte.

Welche Ereignisse und Veränderungen wurden in dem Vierjahreszeitraum berichtet? Es fand sich ein weites Spektrum an Ereignissen und Veränderungen, die sich sowohl auf paarinterne wie auch paarexterne Bereiche beziehen. Die durch die Inhaltsanalyse gruppierten Aussagen verteilten sich wie folgt auf die 11 übergeordneten Bereiche (siehe Tabelle 3).

Tabelle 3: Bereiche der Veränderungen in Partnerschaften
(Verteilungsmuster)

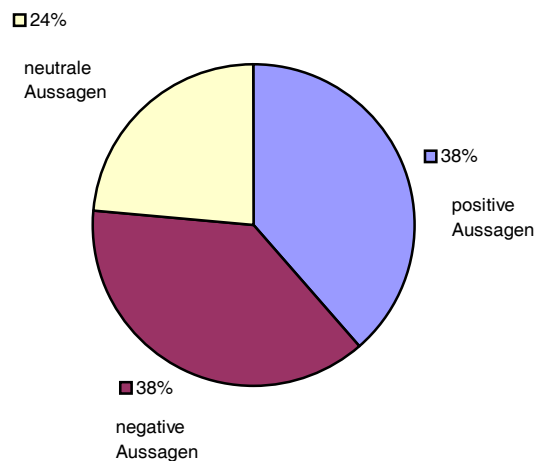
Veränderungsbereich	Anteil der Aussagen (in %)
Emotionale Bindung zum Partner	28
Gemeinsame Aktivitäten	22
Beruf (Partner)	15
Gesundheit (Partner)	15
Familie	5
Sexualität	5
Selbstwahrnehmung	3
Status-Veränderungen	1
Eigene Gesundheit	1
Eigener Beruf	1
Sonstiges	3

Wichtige Themenbereiche waren dabei die Beschreibung der emotionalen Bindung zum Partner (mit 28%), die gemeinsamen Aktivitäten (mit 22%) sowie der Beruf (mit 16%), und die Gesundheit des Partners (mit 15%). Mehr als 80% der Aussagen konnten diesen Themenbereichen zugeordnet werden. Unter den Einzelkategorien bezogen sich die meisten Aussagen auf die emotionale Bindung. Dabei wurde unterschieden zwischen allgemeinen Aussagen zur emotionalen Bindung (z.B. *„Unsere Ehe ist schwieriger geworden, wir haben häufiger Streit und sind beide wesentlich gestresster.“*) mit 8% und Aussagen zur Veränderung der Liebe, die die eigene Person betrafen (z. B. *„Ich bin toleranter geworden gegenüber meiner Frau.“*) mit 4%. Weiterhin gab es hier Aussagen bezogen auf den Partner (z.B. *„Meine Frau kümmert sich zusehends um alles.“*) mit 8% und Aussagen, die die Ereignisse und Veränderungen des gefühlsmäßigen Miteinanders beschrieben (z.B. *„Unsere finanziellen Probleme schiedten uns zusammen.“*), die fast 9% ausmachten. Arbeitslosigkeit bzw. Arbeitsplatzwechsel der Partner spielten mit 10,7% der Aussagen eine wichtige Rolle, Veränderungen im Sexualleben der Partner berichteten 4,8% der Teilnehmer. Innerhalb des Themenbereichs zum Gesundheitszustand des Partner bzw. der Partnerin bezogen sich 5,6% der Äußerungen auf chronische Erkrankungen. Nur wenige Aussagen gab es zu Ereignissen und Veränderungen in der Familie (z.B. *„Seit unsere Tochter ausgezogen ist, haben wir wieder etwas mehr Zeit füreinander.“*) und zur eigenen Berufstätigkeit bzw. der eigenen Gesundheit. Diese beiden letzten Themenbereiche wurden in der ILSE-Exploration

vorher erfragt, es kann sich also um einen Artefakt aufgrund der Reihenfolge der angesprochenen Themenbereiche im Rahmen des halbstrukturierten Interviews handeln. Männer und Frauen unterschieden sich nicht in der Häufigkeit der Aussagen zu bestimmten Ereignis- und Veränderungskategorien.

Um die emotionale Valenz der Ereignisse und Veränderungen zu beschreiben, wurde in einem weiteren Schritt zunächst analysiert, in welchem Umfang die berichteten Veränderungen in der Partnerschaft positiv, negativ oder neutral erlebt wurden (siehe Abbildung 3).

Abbildung 3: Bewertung der Aussagen zu Veränderungen (Verteilungsmuster)



Es zeigen sich keine Unterschiede in der Häufigkeit der Ereignisse, denen eine positive, neutrale oder negative emotionale Valenz zugeschrieben wurde. Jeweils 38% der Aussagen waren positiv bzw. negativ, ein Viertel der Aussagen wurde neutral bewertet. Zwischen Männern und Frauen gab es für die Anzahl positiver, neutraler und negativer Bewertungen wie auch für ein Differenzmaß (Anzahl der positiven Aussagen abzüglich Anzahl der negativen Ratings im Mittel) keine Unterschiede.

In abschließenden Analysen sind wir der Frage nach den Zusammenhängen zwischen den genannten Ereignissen und Veränderungen, deren subjektiver Bewertung und der Entwicklung der Ehequalität nachgegangen. Zunächst wurde der Zusammenhang zwischen der Ehequalität und der emotionalen Valenz der Ereignisse und Veränderungen aufgezeigt (siehe Tabelle 4).

Tabelle 4: Korrelative Zusammenhänge zwischen der Tönung der Aussagen und der Ehequalität

	Negatives Rating	Neutrales Rating	Positives Rating
EQ T1 gesamt	-.26 ***	-.12 *	n.s.
EQ T1 Männer	-.17 *	-.14 *	n.s.
EQ T1 Frauen	-.30 ***	n.s.	n.s.
EQ T2 gesamt	-.43 ***	n.s.	n.s.
EQ T2 Männer	-.28 ***	n.s.	n.s.
EQ T2 Frauen	-.54 ***	n.s.	n.s.

Anmerkung: EQ = Ehequalität; bei $p < 0,05^*$, $p < 0,01^{**}$, $p < 0,001^{***}$.

Für beide Messzeitpunkte bestanden nur geringe bzw. keine korrelativen Zusammenhänge zwischen den neutralen bzw. positiven Aussagen und der Ehequalität. Es gab aber eine signifikante Korrelation zwischen der Ehequalität zum ersten Messzeitpunkt und der Anzahl der negativ getönten Äußerungen von $r = -.26^{***}$. War also die Ehequalität zum ersten Messzeitpunkt geringer, dann berichteten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer eher eine oder mehrere negativ erlebte Veränderungen im darauffolgenden Vierjahreszeitraum. Der Zusammenhang zwischen der Anzahl negativ erlebter Veränderungen und der Ehequalität zum zweiten Messzeitpunkt war noch deutlicher, er lag bei $r = -.43^{***}$. Bei einer geringeren Ehequalität zum zweiten Messzeitpunkt wurden deutlich mehr negative Ereignisse und Veränderungen berichtet. Die Ergebnisse zeigten, dass die oben beschriebenen Effekte abgeschwächt für die männlichen Teilnehmer galten und sich deutlich für die weiblichen Teilnehmer zeigten. Zum zweiten Messzeitpunkt waren diese Effekte besonders deutlich, sie lagen bei $r = -.28^{***}$ für die Männer und bei $r = -.54^{***}$ für die Frauen. Zur Illustration: Die Nennung eines negativen Ereignisses verschlechterte die Ehequalität bereits um 3,5 Punkte (SD bei 10,2).

Im Rahmen eines varianzanalytischen Vorgehens zeigten sich die besonderen Effekte der negativ bewerteten Ereignisse und Veränderungen auf die Ehequalität. Die negative Tönung der Aussagen erklärte 18% der Varianz der Ehequalität ($F = 8,45^{***}$) zum zweiten Messzeitpunkt. Es gab keine deutlichen Beziehungen zwischen den neutralen bzw. positiven Aussagen zwischen den beiden Messzeitpunkten in einem varianzanalytischen Modell.

Varianzanalytische Berechnungen zeigten ebenfalls entscheidende Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Teilnehmern ($F = 6,77^{**}$). Das Modell erklärte zum zweiten Messzeitpunkt etwa 9% der Varianz der Ehequalität der Männer anhand der negativen Tönung der Aussagen; aber 30% der Varianz der Ehequalität bei den Frauen.

Daran anschließend wurde der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Verläufen der Ehequalität (gleichbleibend hoch, verbessert, verschlechtert oder gleichbleibend gering) und der Bewertung von Ereignissen und Veränderungen betrachtet. Signifikant war hier nur der Zusammenhang zwischen den Teilnehmern mit gleichbleibend geringer Ehequalität und den negativen Aussagen. Nach Kontrolle der Ehequalität zum ersten Messzeitpunkt gab es deutliche Effekte der negativ bewerteten Ereignisse auf die verschlechterte Ehequalität. Alle weiteren Ver-

läufe zeigten keine Zusammenhänge mit den Bewertungen der Ereignissen und Veränderungen.

Es zeigte sich kein Zusammenhang zwischen dem Auftreten einzelner Ereignisse und der Ehequalität bzw. deren Veränderung. Interessant war hier jedoch, dass die Teilnehmer, die keine Ereignisse und Veränderungen berichteten, eine höhere Ehequalität haben als jene Teilnehmer, die Ereignisse oder Veränderungen (unabhängig von deren emotionaler Valenz) geäußert hatten.

In einem weiteren Schritt wurde mit einer multifaktoriellen Varianzanalyse überprüft, welche Faktoren, die sich im Rahmen der Berechnungen als einflussreich herauskristallisierten, die Ehequalität zum zweiten Messzeitpunkt erklären.

Tabelle 4: Zusammenhänge zwischen ausgewählten Veränderungen, deren subjektiver Bewertung und der Entwicklung der Ehequalität

	Ehequalität T1	E./V. Sexualität	E./V. emotionale Bindung	Anzahl negativer E./V.	Anzahl positiver E./V.
Männer	F = 37,1***	n.s.	n.s.	F = 4,2*	n.s.
Frauen	F = 33,2***	n.s.	n.s.	F = 13,2***	n.s.

Anmerkung: E./V. = Ereignisse und Veränderungen; bei $p < 0,05^*$, $p < 0,01^{**}$, $p < 0,001^{***}$.

Das Modell erklärte 42% der Gesamtvarianz der Ehequalität zum zweiten Messzeitpunkt. Deutliche Prädiktoren der Ehequalität zum zweiten Messzeitpunkt waren zum einen die Ehequalität zum ersten Messzeitpunkt und wie erwartet die Aussagen mit negativer Tönung. Spezifische Ereignisse und Veränderungen sowie positive Tönungen der Ereignisse und Veränderungen spielten keine Rolle. Es gab ebenfalls keine negativen Ereignisse, die zu einer geringeren Ehequalität führten. Dies galt auch, wenn dieser Zusammenhang für Männer und Frauen getrennt betrachtet wurde.

Diskussion

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit dem subjektiven Erleben von Ereignissen und Veränderungen in langjährigen Partnerschaftsbeziehungen und deren Zusammenhang mit der Ehequalität im mittleren Erwachsenenalter. Nachdem zunächst die Entwicklung der Qualität der Beziehung untersucht wurde, sind wir in einem nächsten Schritt der Frage nach Ereignissen und Veränderungen in diesen Partnerschaften und deren Bewertung nachgegangen. Schließlich interessierte uns in Anlehnung an das Modell von Karney und Bradbury (1995) die Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Ereignissen, deren Bewertung (im Sinne von Anpassungsprozessen) und der Entwicklung der Ehequalität.

Die Ergebnisse zeigen, dass die Ehequalität der untersuchten Personengruppe sich ausgehend von einem hohen Niveau in den untersuchten vier Jahre weiter signifikant verbessert. Dies steht im Widerspruch zu Befunden, die von einer Verringerung der Ehequalität für langjährige Beziehungen im mittleren Erwachsenenalter

ausgehen (z.B. bei Bradbury et al. 2000). Wird Ehequalität über Längsschnittstudien im Unterschied zur Analyse retrospektiv erhobener Daten erfasst, zeigt auch diese Studie, dass die Zufriedenheit mit der Beziehung in allen Bereichen deutlich höher ist als bisher vielfach angenommen wurde. Mehr als die Hälfte der Teilnehmer zeigen eine gleichbleibend hohe bzw. verbesserte Partnerschaftsqualität. Lernen Partner in langjährigen guten Beziehungen „immer besser miteinander umzugehen“ und „wächst die Liebe mit den Jahren“ (so formulierten es einige Teilnehmer)? Oder anders ausgedrückt, entwickeln Partner in guten langjährigen Partnerschaften verstärkt gute Copingstrategien (Bodenmann 1999) und überwiegen die positiven Aspekte der Partnerschaft? Es wirken vermutlich auch biographische Einflüsse, die den untersuchten Vierjahreszeitraum überschreiten. Ein Indiz hierfür ist die hohe Vorhersagekraft der Ehequalität zum ersten Messzeitpunkt auf die Ehequalität zum zweiten Messzeitpunkt. Hierbei liegen eindeutig Selektionseffekte vor, untersucht wurden stabile Beziehungen, damit fand eine Positivauslese statt. Aber trotz steigender Scheidungszahlen sind langjährige stabile Beziehungen der Normalfall für Menschen im mittleren Erwachsenenalter.

Die vorgenommene kritische Sicht auf die unterschiedlichen Blickwinkel, aus denen die Teilnehmer ihre Beziehung bewerten, belegt damit auch, in wieweit die Menschen von einer langjährigen Beziehung in ganz unterschiedlicher Weise im Alltag profitieren können. Erfasst man Ehequalität anhand verschiedener bereichsspezifischer Kriterien, wird die Zufriedenheit bzw. die geringe Belastung durch die Beziehung gut beschrieben. Diese differenzierte Sicht auf die komplexe Zusammensetzung der Ehequalität zeigt Unterschiede in der Wahrnehmung der verschiedenen Facetten der Beziehungsqualität und unterstreicht die Differenzierung zwischen „his and her marriage“ (Bernard 1972). Männer und Frauen erleben und beurteilen ihre Beziehung aus verschiedenen geschlechtstypischen Blickwinkeln heraus, sie setzen unterschiedliche Schwerpunkte der verschiedenen Facetten ihrer Partnerschaft (z.B. Brauckhaus et al. 2000).

Die Untersuchung zeigt eine hohe Bandbreite von Ereignissen bzw. Veränderungen, es zeigt sich die Abbildung paarinterner (z.B. emotionale Bindung) und wichtiger externer Bereiche in der Partnerschaft (z.B. berufliche und gesundheitliche Veränderungen des Partners). Die Themenbereiche zeigen viele Aspekte des Zusammenlebens sowie den Einfluss externer Faktoren und damit ein komplexes Bild der Alltagsrealität. Bodenmann (1999) spricht von der „Pflege der Liebe“ als Aufgabe der Partnerschaft; mit der vorliegenden Arbeit können zumindest die Bereiche, in denen eine solche Pflege wichtig ist, genauer benannt werden. Gemeinsame Aktivitäten, die Beschreibung der emotionalen Bindung als Synonym für die Liebe (Riehl-Emde 2000), das persönliche Umfeld bzw. das Umfeld des Partners und deren Auswirkungen sowie Entwicklungen und Veränderungen des Selbsterlebens spiegeln weite Bereiche des alltäglichen Lebens und damit auch einen guten Teil des Themenspektrums des mittleren Erwachsenenalters wider.

Es stehen zudem nicht nur Belastungssituationen, Konflikte und Krisen, die häufig der Fokus der Untersuchungen sind (Lehr 1998), im Vordergrund sondern auch viele positive Erfahrungen bzw. solche, die neutral bewertet werden. Der Fokus auf die psychologischen Faktoren, Aktivitäten, berufliche Aspekte, Familie, Gesundheit und deren Kombination bleibt ein wichtiger Aspekt der Untersuchung

von Ehequalität (Bradbury et al. 2000). „Partnerschaften existieren in sehr komplexen, facettenreichen Umgebungen (...) und ein volles Verständnis dafür, wie diese Determinanten interagieren und Einfluss auf die Beziehung haben, beginnt sich gerade erst zu entwickeln“ (ebd.: 969). Die vorliegende Arbeit zeigt die Vielschichtigkeit möglicher Einflüsse und einen Teil der komplexen Zusammenhänge.

Für die hohe Emotionalität in der Bewertung der langjährigen Beziehung spricht die gleich starke positive wie negative Bewertung von Ereignissen und Veränderungen. Es gibt ein intensives Erleben im Zusammenhang mit Ehe und Partnerschaft, das „langweilige Plateau“ Leben im mittleren Erwachsenenalter (Chiriboga 1989) mag ein Plateau sein, langweilig ist es bezogen auf die Partnerschaft nicht. Die zeigt auch die breite Palette der berichteten Ereignisse und Veränderungen.

Im Folgenden diskutieren wir die Unabhängigkeit bzw. die Zusammenhänge zwischen Ehequalität, Ereignissen und Veränderungen sowie deren Bewertung. Besonders interessant ist der deutliche Zusammenhang zwischen der Ehequalität zu beiden Messzeitpunkten und der negativen Tönung der Aussagen. Hierbei gibt es klare Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Gleichzeitig ist die subjektive Bewertung der Ereignisse und Veränderungen wichtiger als deren objektive Stimulusqualität (Bodenmann 2000) und steht unter anderem in direktem Zusammenhang zu dem Ausmaß an Stress, der durch das Geschehene hervorgerufen wird. Dabei beeinflussen sich beide Faktoren wechselseitig, wie die Zusammenhänge zwischen der Bewertung der Ereignisse und der Ehequalität vor und nach dem Auftreten der Ereignisse und Veränderungen zeigen.

In dieser Arbeit werden die Erinnerungen an relevante Ereignisse und Veränderungen im Rückblick auf vier Jahre hervorgehoben. Schneewind, Graf und Gerhard (2003) betonen die Effekte der Positivität als „konstruktive Strategien zur Aufrechterhaltung und Reparatur von Beziehungen“, zeigt diese sich nicht im Erleben der Partnerschaft, sinkt die Qualität der Beziehung. Negativ bewertete Geschehnisse beinhalten unspezifische Enttäuschungen, emotionale Distanzierungen, Verletzungen und Kränkungen, das heißt: Veränderungen und Brüche in der emotionalen Verbundenheit (Riehl-Emde 2000). Diese Argumentation greift die vorliegende Arbeit auf und zeigt den direkten Zusammenhang von negativ gewerteten Ereignissen und Veränderungen sowie einer signifikant geringeren Ehequalität. Negative Beziehungserinnerungen sind also von erheblicher Bedeutung für die Beziehungsbiographie (Schneewind et al. 2000) und damit auch für die aktuelle Zufriedenheit in der Partnerschaft.

Der deutliche Geschlechtseffekt bezüglich des Zusammenhangs zwischen negativ bewerteten Ereignissen und Veränderungen und der Qualität der Partnerschaft kann im Sinne eines Anpassungseffekts interpretiert werden. Im mittleren Erwachsenenalter werden Frauen selbstbewusster und assertiver, während viele Männer abhängiger von ihrer Ehe werden und sich mehr in der Partnerschaft anpassen (Huyck/Gutmann, zitiert nach Noller et al. 2001). Schneewind et al. (2000) argumentieren umgekehrt, für sie ist weibliche Unzufriedenheit in der Partnerschaft bestimmt durch die Tatsache, dass Frauen tendenziell weniger Macht und Einfluss in ihren Beziehungen haben und aus diesem Grund oft der fordernde Teil der Beziehung sein müssen.

Gleichzeitig ist aber auch festzustellen, dass es dem Großteil der Teilnehmer gelingt, unabhängig davon, ob keine, wenige oder viele Ereignisse und Veränderungen berichtet werden, die Qualität ihrer Beziehung auf einem hohen Niveau zu halten. Karney und Bradbury (1995) verweisen in ihrem Modell auf die besondere Bedeutung der Anpassungs- bzw. Bewältigungsprozesse (nach Brauckhaus et al. 2000), die Bewertungen des Geschehenen variieren den vorhandenen Einfluss von Ereignissen. Daher können diese in keinem engen Zusammenhang zu den Veränderungen in der Zufriedenheit mit der Partnerschaft stehen, sie zeigen keine Effekte im Vorhersagemodell. Ereignisse und Veränderungen beschreiben das Geschehene, wirken sich aber nicht direkt auf die subjektiv empfundene Qualität der Partnerschaft aus.

Natürlich muss in diesem Zusammenhang auch berücksichtigt werden, dass in den vergangenen 20 Jahren sich insbesondere die Prädiktoren der Ehezufriedenheit deutlich verändert haben. (Engl 1997). Die Stärke der vorliegenden Arbeit liegt in der Beschreibung aktueller Kriterien und der Verwendung von subjektiven Daten. Diese erklären aber nur einen Teil des Konstrukts Ehequalität, es bleibt die spannende Frage: Welche weiteren Faktoren wirken auf diesen Prozess?

Grenzen der eigenen Untersuchung

Nach Heil (1995) ist die Paarzufriedenheit die Bilanz eines Entwicklungsprozesses, der, folgt man Bradbury et al. (2000), viele beziehungsinterne und -externe Faktoren sowie deren Interaktion beinhaltet. Mit den in dieser Arbeit vorgegebenen Einflussvariablen kann nur ein Teil der Determinanten abgebildet werden.

Letztlich liegt mit dieser Arbeit ein „einseitiges“ Bild der jeweils beschriebenen Beziehung vor, denn in den meisten der vorliegenden Untersuchungen werden beide Partner zu ihrer Zufriedenheit mit der Partnerschaft gefragt, um die unterschiedlichen Sichtweisen auf die gemeinsame Ehe zu erfassen. Die vorliegende Arbeit fokussiert aber das Individuum, seine persönlichen Erinnerungen und seine aktuelle Einschätzung der Beziehung, hier wurde die subjektive Realität der Individuen erfasst, die das persönliche Erleben der Partnerschaft und damit das subjektive Wohlbefinden ausmachen.

In einem Zeitraum von vier Jahren gibt es Schwankungen in dem Maß an ehelicher Zufriedenheit. Aussagen zum Verlauf der Ehequalität können für den untersuchten Vierjahreszeitraum nicht vorgenommen werden, sie verlangen eine differenziertere Analyse. Allerdings geschieht eine Annäherung der Beschreibung dieser Zeit zwischen den Messzeitpunkten durch die Ereignisse und Veränderungen sowie deren Bewertung und kurzfristige Messungen.

Kritisch anzumerken ist sicherlich, dass die aktuellen Einflüsse auf die Stimmung oder Haltung gegenüber der Partnerschaft nicht umfassend beschrieben werden können. Aber der Zusammenhang zwischen der Ehequalität zum ersten Messzeitpunkt und den negativ bewerteten Ereignissen und Veränderungen zeigt, dass zumindest die Voraussetzungen einer geringen Ehequalität ebenfalls zu einer höheren Anzahl negativ bewerteter Erinnerungen führt. Und es gibt kaum einen Teil-

nehmer, der sich nur negativ, nur positiv oder nur neutral geäußert hat. Die Teilnehmer differenzieren zwischen ihren Erfahrungen.

Forschungsdesiderate

Wie können nächste Schritte auf der Basis der vorliegenden Ergebnisse aussehen? Um die Vielzahl beziehungsinterner und -externer Faktoren (Bradbury et al. 2000) mit den vorliegenden Daten weiterhin zu erfassen, wäre ein Blick auf die Zusammenhänge zwischen Partnerschaft und Herkunftsfamilie (zusammenfassend siehe Kaiser 2000) oder die Integration weiterer familienbezogener Daten sinnvoll und mit den Daten der ILSE-Studie gut möglich. Lohnend wäre auch eine weitere Betrachtung der Wechselwirkungen zwischen den Teilvariablen des Faktors Ehequalität, sensu Heil (1995), um andere differentielle Muster der Partnerschaftsentwicklung zu beschreiben. Möglich wäre auch ein Blick auf die persönlichen Bewältigungsprozesse nach Karney und Bradbury (1995) oder auf konkrete Copingmechanismen (Bodenmann, 1999), dazu wären aber zusätzliche Informationen nötig. Ergänzend sollte in jedem Fall ein Blick auf die selektierten Teilnehmer gerichtet werden, denn in der vorliegenden Studie findet eine Positivauslese stabiler Beziehungen statt. Dies sind nur einige wenige ausgewählte weitere Schritte, hier gibt es noch sehr viele Möglichkeiten, Untersuchungen zum Entwicklungsprozess Partnerschaft vorzunehmen. Dies muss auch geschehen, um spezielle präventive, klinische und gesellschaftspolitische Interventionen zu fördern bzw. zu unterstützen, die als Ergebnis der angewandten Forschung zu Partnerschaft und Familie unbedingt gegeben sein sollten (Bradbury et al. 2000).

Determinanten der Ehequalität (und deren Wechselwirkungen) sollten daher in weiteren Untersuchungen genauer bestimmt werden, nur so kann das komplexe Bild der Partnerschaftszufriedenheit besser abgebildet werden. Dabei müssen diese Bestimmungsgrößen und deren vielschichtigen Zusammenhänge differenziert betrachtet werden, um die konkrete Realität der Partnerschaften adäquat zu beschreiben.

Literatur

- Berberich, H./Brähler, E. (Hrsg.) (2001). *Sexualität und Partnerschaft in der zweiten Lebenshälfte*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Bernard, J. (1972). *The future of marriage*. New York: Bantam Books.
- Bodenmann, G. (2001). Psychologische Risikofaktoren für Scheidung: Ein Überblick. *Psychologische Rundschau*, 52, S. 85-95.
- Bodenmann, G. (1999). *Stress und Coping bei Paaren*. Göttingen: Hogrefe.
- Bodenmann, G./Cina, A. (2000). Stress – und sein Einfluss auf die Partnerschaft. *Dialog spezial 2/2000*, S. 1-8.
- Bradbury, T./Fincham, F./Beach, S. (2000). Research on the nature and determinants of marital satisfaction: A decade in review. *Journal of Marriage and the Family*, 62, p. 964-980.

- Brandtstädter, J./Felsler, G. (2003). *Entwicklung in Partnerschaften - Risiken und Ressourcen*. Bern: Huber.
- Brauckhaus, C./Saßmann, H./Hahlweg, K. (2000). Erfolgsbedingungen von Partnerschaften. In: P. Kaiser (Hrsg.), *Partnerschaft und Paartherapie* (S. 193-218). Göttingen: Hogrefe.
- Carstensen, L./Gottman, J./Levenson, R. (1995). Emotional behavior in long term marriage. *Psychology and Aging, 10*, p. 140-149.
- Chiriboga, D. (1989). Mental health at the midpoint: Crisis, challenge, or relief? In: S. Hunter/M. Sundel (Eds.), *Midlife myths: Issues, findings and practise implications* (pp. 116-144). Newsbury Park: Sage.
- Engl, J. (1997). *Determinanten der Ehequalität und Ehestabilität*. München: Verlag Institut für Forschung und Ausbildung in Kommunikationstherapie e.V.
- Fooker, I./Lind, I. (1996). *Scheidung nach langjähriger Ehe im mittleren und höheren Erwachsenenalter*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Gottman, J./Levenson, R. (2000). Wie verändern sich Ehebeziehungen im Laufe der Jahre? *Familiendynamik, 25*, S. 14-38.
- Grünendahl, M. (2001). *Generationen im Wandel*. Frankfurt: Lang.
- Hammerschmidt, H. (2000). *Kontinuität und Veränderung in langjährigen Ehen: Ergebnisse einer empirischen Untersuchung*. München: Utz.
- Hammerschmidt, H./Kaslow, F. (1995). Langzeitehen: Eine Analyse der Zufriedenheit. *Familiendynamik, 20*, S. 97-115.
- Heil, F. (1995). Ehe und Partnerschaft als Gegenstand psychologischer Forschung. In: M. Amelang/H.-J. Ahrens/H. W. Bierhoff (Hrsg.), *Partnerwahl und Partnerschaft. Formen und Grundlagen partnerschaftlicher Beziehungen* (S. 1-30). Göttingen: Hogrefe.
- Hoppe-Graf, S. (1998). Tagebücher, Gespräche und Erzählungen: Zugänge zum Verstehen von Kindern und Jugendlichen. In: H. Keller (Hrsg.), *Lehrbuch der Entwicklungspsychologie* (S. 261-294). Bern: Huber.
- Kaiser, P. (2000). Einleitung. In: P. Kaiser (Hrsg.), *Partnerschaft und Paartherapie* (S. 1-8). Göttingen: Hogrefe.
- Karney, B./Bradbury, T. (1995). The longitudinal course of marital quality and stability: A review of theory, method, and research. *Psychological Bulletin, 118*, p. 3-34.
- Klauer, T. (1990). Mittleres Erwachsenenalter: ein langweiliges Plateau?. *Psychomed, 2*, S. 162-167.
- Lehr, U. (1998). Der Beitrag der biographischen Forschung zur Entwicklungspsychologie. In: G. Jüttemann/H. Thomae (Hrsg.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften* (S. 309-331). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Martin, M./Grünendahl, M./Schmitt, M. (2000). Persönlichkeit, kognitive Leistungsfähigkeit und Gesundheit. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, 33*, S. 111-123.
- Martin, M./Schmitt, M. (2000). Partnerschaftliche Interaktion im mittleren Erwachsenenalter als Prädiktor von Zufriedenheit bei Frauen und Männern in langjährigen Beziehungen. In: C. Perrig-Chiello/F. Höpflinger (Hrsg.), *Jenseits des Zenits. Frauen und Männer in der zweiten Lebenshälfte* (S. 77-98). Bern: Haupt.
- Mayring, P. (1995b). *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken*. 5. Auflage. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Moen, P./Wethington, E. (1999). Midlife development in a life course context. In: S. Willis (Ed.), *Life in the middle* (pp. 3-23). San Diego: Academic Press.
- Noller, P./Feeney, J./Peterson, C. (2001). *Personal relationship across the lifespan*. Hove: Psychology Press.
- Quadagno, J. (1999). *Aging and the life course*. Boston: McGraw Hill.
- Riehl-Emde, A. (2000). „Kann denn Liebe Sünde sein?“ - Paarforschung und Paartherapie entdecken ein neues Gebiet. *Psychotherapie im Dialog, 1*, S. 76-80.
- Schmitt, M. (2001). *Zur Bedeutung intrapersonaler und beziehungspezifischer Merkmale für die erlebte Ehequalität im mittleren Erwachsenenalter*. Frankfurt: Peter Lang.

- Schneewind, K./Graf, J./Gerhard, A. (2000). Entwicklung von Paarbeziehungen. In: P. Kaiser (Hrsg.), *Partnerschaft und Paartherapie* (S. 97-112). Göttingen: Hogrefe.
- Schütz, A./Wiesner, C. (2000). Partnerschaft und Gesundheitszustand. In: P. Kaiser (Hrsg.), *Partnerschaft und Paartherapie* (S. 193-218). Göttingen: Hogrefe.
- Textor, M. (1998). Enrichment und Paarberatung – Hilfen auf dem Weg durch den Ehezyklus. *Familiendynamik*, 23, S. 156-170.
- Thomae, H. (1998). Psychologische Biographik. Theoretische und methodische Grundlagen. In: G. Jüttemann/H. Thomae (Hrsg.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften* (S. 75-97). Weinheim: Psychologische Verlagsunion.
- Vaillant, C./Vaillant, G. (1993) Is the u-curve of marital satisfaction an illusion? A 40-year study of marriage. *Journal of Marriage and the Family*, 5, p. 230-239.
- Weiland-Heil, K. (1993). *Partnerschaftsverläufe: eine Analyse der subjektiven Zufriedenheitsbilanz auf individuellem und dyadischem Niveau*. Münster: Waxmann.
- Weishaus, S./Field, D. (1988). A half century of marriage: Continuity or change. *Journal of Marriage and the Family*, 50, p. 744-763.

Eingereicht am: 12.05.2004

Akzeptiert am: 08.09.2004

Anschriften der Autorinnen

Dipl.-Psych. Anne-Katrin Stegmann
Moosweg 8
D-35398 Gießen

Email: anne-katrin.stegmann@rehbergpark.com

Dr. Marina Schmitt
Psychologisches Institut der Universität Heidelberg
Abteilung für Psychologische Altersforschung
Bergheimer Str. 20
D- 69115 Heidelberg

Email: schmitt@dzfa.uni-heidelberg.de

Annette Cina, Guy Bodenmann, Kurt Hahlweg, Thomas Dirscherl und Matthew R. Sanders

Triple P (Positive Parenting Program): Theoretischer und empirischer Hintergrund und erste Erfahrungen im deutschsprachigen Raum

Triple P (Positive Parenting Program): Theoretical and empirical background and first experiences in the German speaking areas

Zusammenfassung

Dieser Artikel stellt die theoretischen, empirischen und klinischen Grundlagen eines mehrstufigen erziehungs- und familienunterstützenden Präventionsprogramms (Triple P: Positive Parenting Program) dar, welches die Förderung elterlicher Erziehungs Kompetenzen und die Reduktion von Verhaltensproblemen und emotionalen Störungen bei Kindern und Jugendlichen zum Ziel hat. Der Beitrag stellt die einzelnen Interventionsmethoden, Trainingselemente, Formen von Triple P und dessen Neuerungen sowie insbesondere die Verbreitung und Implementierung des Elterngruppenprogramms in Deutschland und der Schweiz dar. Die empirischen Belege zur Wirksamkeit des Programms aus Australien sowie aus dem deutschsprachigen Raum werden resümiert und Schlussfolgerungen für die Untersuchung der weiteren Verbreitung des Programms dargestellt.

Schlagworte: Triple P, Prävention, Erziehung, kindliches Problemverhalten, Verhaltenstherapie.

Abstract

This article reviews the theoretical and empirical background of Triple P (Positive Parenting Program). The aims of this prevention program as well as the different techniques that are used in order to help parents to improve their educational skills are presented. One main focus of this article is to draw the development of Triple P, its features and specifically its implementation in Europe. It is shown, how Triple P is disseminated in Germany and Switzerland and how parents rate their satisfaction and acceptance of Triple P in these two countries.

Key words: Triple P, prevention, education, child problem behavior, behavioral therapy

Für das Wohlbefinden von Kindern ist die Qualität des Familienlebens (insbesondere die Eltern-Kind-Beziehung) von zentraler Bedeutung. Viele Probleme bezüglich der psychischen Gesundheit wie auch soziale und wirtschaftliche Probleme stehen in enger Verbindung mit Störungen in der Familie (Chamberlain/Patterson 1995; Patterson 1982; Sanders/Duncan 1995).

Epidemiologische Studien zeigen, dass familiäre Risikofaktoren wie mangelhafte Erziehungskompetenzen der Eltern, häufige Familienkonflikte oder Scheidung sowie das psychische Befinden der Eltern die Entwicklung des Kindes in starkem Ausmaß beeinflussen (vgl. z.B. Cummings/Davies 1994; Dryfoos 1990; Robins/Price 1991). Besonders das Fehlen einer positiven Beziehung zu den Eltern, inadäquate Erziehungskompetenzen der Eltern, Partnerschaftsstörungen und elterliche Psychopathologien (besonders mütterliche Depression) erhöhen das Risiko für Verhaltensprobleme oder emotionale Störungen (vgl. z.B. Coie 1996; Loeber/Far-rington 1998). Entsprechend wichtig sind präventive Interventionen, die Familien stärken und damit Kindern eine gesunde Entwicklung ermöglichen. Das Programm Triple P (Positive Parenting Program) stellt ein Programm dar, welches auf die Förderung von elterlichen Erziehungskompetenzen fokussiert ist und aufgrund seines mehrstufigen Aufbaus eine gute Möglichkeit darstellt, Interventionen spezifisch auf die individuellen Bedürfnisse der Eltern anzubieten.

Das Triple P-System

Triple P (Positive Parenting Program) ist ein mehrstufiges, integriertes erziehungs- und familienunterstützendes Präventions- und Interventionsprogramm, das von Prof. Matthew R. Sanders und Kollegen an der Universität Queensland in Brisbane, Australien, entwickelt wurde. Das Programm zielt auf die Prävention von, aber auch auf die Intervention bei Verhaltens- und Entwicklungsproblemen sowie emotionalen Problemen ab, indem das Wissen, die Kompetenzen und das Selbstvertrauen von Eltern gestärkt werden. Das Programm richtet sich an Eltern von Kindern von 2 bis 12 Jahren (Triple P Preteen) und 11 bis 16 Jahren (Triple P Teen). Dabei werden fünf verschiedene Entwicklungsstufen der Kindheit bis zur Adoleszenz berücksichtigt. Der Mehr-Ebenen-Charakter des Programms ermöglicht eine Vielzahl von Kombinationen hinsichtlich Interventionsebenen und Interventionsformen (Gruppe, individuell, selbständig) (siehe Tabelle 1). Je nach lokalen Prioritäten, Mitarbeitern und Budgetvorgaben können diese flexibel als universelle, indizierte oder selektive Prävention eingesetzt werden.

Tabelle 1: Die Triple P-Interventionsebenen

Interventions-ebene	Zielgruppe	Interventions-methoden	Materialien (Deutsch)	Mögliche Ziel-verhaltensweisen
1. Universelle Informationen über Erziehung	Alle Eltern, die an Informationen zur Förderung der Entwicklung ihres Kindes interessiert sind.	Kurze schriftliche oder mündliche Information, Selbsthilfematerialien, Gruppenpräsentationen, Einsatz von Medien.	Tip Sheets („Kleine Helfer“) zur Positiven Erziehung Broschüre „Positive Erziehung“ Video „Überlebenshilfe für Eltern“ Triple P-Elternarbeitsbuch (Selbsthilfebuch)	Alltägliche Verhaltensprobleme
2. Kurzberatung für spezifische Erziehungsprobleme	Eltern mit spezifischen Sorgen um das Verhalten oder die Entwicklung ihres Kindes.	Kurzberatungen mit konkreten Hinweisen zum Umgang mit konkreten Verhaltensproblemen. Kann Face-to-Face Kontakt, Telefonkontakt oder Gruppenberatung sein.	Materialien Ebene 1 Triple P-Elternarbeitsbuch (Selbsthilfebuch) Poster zu kindlicher Entwicklung Beratung-Flip-Chart	Einzelne leichte bis mittlere Problemverhaltensweisen (z.B. Probleme beim Zubettgehen, Probleme mit Wutanfällen, Probleme mit Essenszeiten, Toiletentraining)
3. Kurzberatung für spezifische Erziehungsprobleme und aktives Training	Eltern mit spezifischen Sorgen um das Verhalten oder die Entwicklung ihres Kindes und Defiziten in Erziehungsfertigkeiten.	Kurzes Programm (1 bis 4 Sitzungen) enthält Ratschläge, Rollenspiele und Selbsteinschätzungen, in denen Eltern lernen sollen, mit Verhaltensproblemen umzugehen.	Materialien Ebene 1 und 2	Wie bei Ebene 2 Außerdem andauernde Essprobleme, Angstmanagement o. Ä.
4. Intensives Elterntraining	Eltern von Kindern mit schwerwiegenderen Verhaltensproblemen. Eltern mit Erziehungsdefiziten. Eltern, die ein intensives Training positiver Erziehungsfertigkeiten möchten.	Intensives Programm, fokussiert auf Eltern-Kind-Interaktionen. Anwendung, Erweiterung und Generalisierung von Erziehungsfertigkeiten auf ein breites Feld von kindlichen Verhaltensweisen.	Materialien Ebene 1 bis 3 Triple P-Elternarbeitsbuch (Selbsthilfebuch) Triple P-Gruppenarbeitsbuch für Eltern Familienarbeitsbuch	Generelle Erziehungs-sorgen Aggressives Verhalten Oppositionelles Problemverhalten Verhaltensprobleme Lernschwierigkeiten
5. Erweiterte Interventionen auf Familienebene	Eltern von Kindern mit deutlichen Verhaltensproblemen oder Kinder aus Multi-Problem-Familien.	Intensives Programm mit zusätzlichen Modulen wie Hausbesuchen zur Steigerung der elterlichen Erziehungskompetenzen, der Stimmungs- und Stressmanagementstrategien, sowie der Partnerunterstützung.	Materialien Ebene 1 bis 4 Arbeitsbuch zu Ebene 5	Andauernde Verhaltensstörungen Zusätzliche Probleme der Eltern: z.B. Beziehungskonflikte, Depression, Kindesmiss-handlung

Theoretischer Hintergrund

Triple P stellt eine verhaltenstherapeutische Familienintervention dar, welche vornehmlich auf lerntheoretischen Prinzipien basiert. Der Programminhalt greift insbesondere auf Modelle der *sozialen Lerntheorie* zurück, welche die reziproke und wechselseitige Natur der Eltern-Kind-Interaktion hervorheben (z.B. Patterson 1982). Eltern lernen im Programm Alternativen zu dysfunktionalen Erziehungspraktiken kennen und anwenden. Weiter rekurriert Triple P auf Modelle der *sozial-kognitiven Lerntheorie* (Bandura 1977, 1995; Dodge 1986; Crick/Dodge 1994), indem die Rolle der elterlichen Kognitionen wie Attributionen, Erwartungen und Überzeugungen bearbeitet werden. Diese Faktoren sind bedeutsam im Zusammenhang mit der elterlichen Selbstwirksamkeit, dem Treffen von Entscheidungen und den Reaktionen der Eltern auf das kindliche Verhalten. Durch die Intervention von Triple P wird versucht, die Attributionen der Eltern dahingehend zu modifizieren, dass sie günstigere soziale Erklärungen für das Verhalten ihres Kindes finden. Ferner werden bei Triple P Erkenntnisse aus der *Entwicklungspsychopathologie*, die spezifische Risiko- und Schutzfaktoren für Verhaltensprobleme bei Kindern und Jugendlichen aufzeigen, berücksichtigt (z.B. Emery 1982; Erel/Burman 1995; Grych/Fincham 1990; Hart/Risley 1995; Rutter 1985). Gleichzeitig integriert das Programm Erkenntnisse aus der *Entwicklungspsychologie*, die die Bedeutung der frühen Eltern-Kind-Interaktion für die soziale und intellektuelle Entwicklung des Kindes aufzeigen (z.B. Hart/Risley 1995; White 1990), Erkenntnisse aus der *Erziehungsstilforschung* (Grych/Fincham 1990; Rutter 1985) und *Partnerschaftsforschung* im Zusammenhang mit dem Wohlbefinden von Kindern (Dadds/Schwartz/Sanders 1987; Jacobson/Margolin 1979).

Interventionsmethoden

Im Triple P-Programm werden Methoden aus der kognitiven Verhaltenstherapie (Gefühlkontrolle, Veränderung dysfunktionaler Kognitionen und Attributionen sowie spezifische Bewältigungsstrategien für Risikosituationen), Techniken der Selbstkontrolle (z.B. Selbstbeobachtung, Kontingenzzkontrolle), Techniken der Konsequenzkontrolle (z.B. operante Verstärkung und Löschung, Kontingenzzmanagement, time-out) sowie des Modelllernens eingesetzt. In der Umsetzung greift das Programm zurück auf Forschungsarbeiten der *Kinder- und Familienverhaltenstherapie* und auf *verhaltensanalytische Modelle*, welche wirksame Verhaltensänderungsstrategien entwickelt haben. Bedeutsam sind Forschungsergebnisse, die den Fokus auf die Veränderung der auslösenden Bedingungen von Verhaltensweisen legen, indem für eine positive und sichere Lernumgebung der Kinder gesorgt wird (Risley/Clarke/Cataldo 1976; Sanders 1992, 1996).

Menschenbild bei Triple P

Triple P geht von einem ganzheitlich-systemischen Menschenbild aus, in dem kognitive, emotionale, motorische und physiologische Faktoren wie auch die Interaktionen einer Person mit ihrer physikalischen und sozialen Umwelt integriert sind. Triple P betont die Bedeutung von Kommunikations- und Interaktionsprozessen in der Familie. Dabei wird der wechselseitigen Beeinflussung von Kind- und Elternverhalten Rechnung getragen. Bedürfnisse von Kindern und ihre Entwicklung zur Selbständigkeit und Förderung der Selbstkontrolle spielen eine wichtige Rolle bei Triple P. Kinder werden je nach Entwicklungsstand und Fähigkeiten in zunehmendem Maß an der aktiven Lebensgestaltung und den Entscheidungen in der Familie beteiligt. Triple P vermittelt Anregungen und Fertigkeiten für die Erziehung, die gemeinsam mit den Eltern verhaltensorientiert umgesetzt und in den Familienalltag integriert werden.

Ziele von Triple P

Triple P fokussiert auf die Erhöhung der familiären protektiven Faktoren und die Reduzierung von Risikofaktoren, welche mit schweren Verhaltens- und emotionalen Problemen bei Kindern und Jugendlichen verbunden sind. Ziel des Programms ist die Prävention bzw. Reduktion von Störungen bei Kindern, wobei die Intervention bei den Eltern ansetzt (Steigerung des Erziehungsverhaltens mit Hilfe von positiven Erziehungsstrategien). Die Steigerung des Wissens, der Erziehungsfertigkeiten, des Selbstvertrauens in die eigenen Kompetenzen sowie die Förderung einer liebevollen, sicheren, gewaltfreien und konfliktarmen Umgebung für Kinder stellen die Ziele auf Seiten der Eltern dar. Bei den Kindern zielt Triple P auf die Förderung der sozialen, emotionalen, sprachlichen, intellektuellen und Verhaltenskompetenzen der Kinder. Dabei wird berücksichtigt, dass sich Eltern unterscheiden hinsichtlich des Ausmaßes an Intervention und Unterstützung, welche sie benötigen, um selbständig ein Problem bewältigen zu können. Ziel von Triple P ist daher, den Eltern nur soviel Unterstützung zu geben, wie diese auch wirklich benötigen.

Der Fähigkeit der Eltern zur Selbstregulation wird bei Triple P besondere Beachtung geschenkt. Die Förderung von *Unabhängigkeit*, *Selbstmanagement*, *Selbstattribution* und *elterlicher Selbstwirksamkeit* stehen im Vordergrund. Ziel ist, den Eltern intensiv in kurzer Zeit Kompetenzen zu vermitteln, die ihnen ermöglichen, selbständig Probleme zu lösen (Unabhängigkeit), ihre Erziehungsziele in Abhängigkeit ihrer Fertigkeiten selber festzulegen, zu überprüfen und zu adaptieren (Selbstmanagement) und Veränderungen oder Verbesserungen auf eigene Bemühungen respektive solche des Kindes zurückzuführen anstatt auf Zufall, Reifung oder äußere Ereignisse (Selbstattribution). Ferner sollen die Eltern zur Überzeugung gelangen, dass sie ein Erziehungsproblem bewältigen und lösen können (elterliche Selbstwirksamkeit). Triple P zielt damit sowohl auf behaviorale

Veränderungen als auch auf die Beeinflussung von kognitiven Prozessen ab und damit verbunden auf die Selbstreflexion der Eltern.

Zielgruppen von Triple P

Das Programm richtet sich an Eltern mit Kindern von Geburt bis 16 Jahren und vermittelt Erziehungsstrategien, -wissen und Selbstvertrauen bezüglich der Erziehung. Das Unterstützungs- und Beratungsangebot von Triple P kann von einer Vielzahl von professionellen Helfern genutzt werden, wie z.B. von Krankenschwestern, Hausärzten, Kinderärzten, Lehrern, Sozialarbeitern, Psychologen, Mütter-Väter-Beratern und Psychiatern.

Kernprinzipien und Erziehungsstrategien von Triple P

Fünf Kernprinzipien der positiven Erziehung bilden die Grundlage des Programms (siehe Tabelle 2). Diese Prinzipien entsprechen spezifischen Schutzfaktoren, die erwiesenermaßen einen positiven Effekt auf die Entwicklung und das psychische Gleichgewicht von Kindern haben.

Tabelle 2: Kernprinzipien einer positiven Erziehung

<p>Für eine sichere und interessante Umwelt sorgen Kinder jeden Alters brauchen für eine gesunde Entwicklung Beaufsichtigung und ein sicheres Umfeld, welches ihnen Möglichkeiten zum Erkunden, Experimentieren und Spielen bietet. Dieses Prinzip ist, unter Berücksichtigung des jeweiligen Entwicklungskontextes, auch für ältere Kinder und Jugendliche von Bedeutung.</p> <p>Eine positive und anregende Lernatmosphäre schaffen Eltern werden in ihrer Rolle als wichtige Lehrperson ihres Kindes ausgebildet. Das Programm zielt v.a. auf die Förderung der Problemlösefähigkeit der Kinder beispielsweise durch beiläufiges Lernen in verschiedenen Alltagssituationen (z.B. Bitten um Hilfe, Information, Ratschlag, Aufmerksamkeit) ab.</p> <p>Sich konsequent verhalten Die Eltern lernen die Grundlagen konsequenten Verhaltens kennen. Dies umfasst, Grundregeln für spezifische Situationen festzulegen, Regeln mit den Kindern zu diskutieren; klare, ruhige, dem Alter angepasste Anweisungen zu geben oder, wenn nötig, absichtliches Ignorieren, logische Konsequenzen, den Stillen Stuhl oder die Auszeit einzusetzen. Diese Strategien stellen wirksame positive Alternativen zu Zwangsprozessen oder wirkungslosen Disziplinierungsverfahren (wie z.B. Anschreien, Drohen oder Körperstrafe) dar.</p> <p>Realistische Erwartungen haben Die Eltern erhalten die Möglichkeit, ihre Erwartungen, Annahmen und Meinungen, mit denen sie das kindliche Verhalten erklären, kritisch zu hinterfragen und sich Ziele auszuwählen, die einerseits der kindlichen Entwicklung angemessen und andererseits realistisch für die Eltern sind.</p> <p>Die eigenen Bedürfnisse beachten Elternsein wird von verschiedenen Faktoren, die Auswirkungen auf die elterliche Selbstachtung und das Wohlbefinden haben, beeinflusst. Sämtliche Triple P-Ebenen ermuntern Eltern dazu, dem eigenen Wohlbefinden und den eigenen Bedürfnissen Sorge zu tragen und vermitteln ihnen die dafür erforderlichen Erziehungsstrategien.</p>
--

Im Programm werden neben Fertigkeiten der Verhaltensbeobachtung, Möglichkeit zur Prävention von Problemen in Risikosituationen, Umgang mit Stimmungsschwankungen, Unterstützung des Partners und Kommunikationsfähigkeiten insbesondere 17 Erziehungsstrategien vermittelt, die Eltern helfen, präventiv problematischem Verhalten des Kindes vorzubeugen sowie adäquat auf das Problemverhalten des Kindes zu reagieren (siehe Tabelle 3).

Tabelle 3: Die Triple P-Erziehungsfertigkeiten

Generelle elterliche Kompetenzen	Erziehungsstrategien
Elterliche Beobachtungsfertigkeiten	zur Förderung der Eltern-Kind-Beziehung
Verhaltensbeobachtung	Wertvolle Zeit miteinander verbringen
Beobachtung des Kindes	Mit dem Kind reden
Beobachtung des eigenen Verhaltens	Zuneigung zeigen
	zur Förderung von erwünschtem kindlichen Verhalten
Selbstregulationskompetenzen	Beschreibend Loben
Sich eigene Übungen stellen	Nonverbale Aufmerksamkeit schenken
Selbstbewertung von Stärken und Schwächen	Für spannende Aktivitäten sorgen
Persönliche Ziele für Veränderungen setzen	
	zur Vermittlung neuer Fertigkeiten
Unterstützung des Partners und Kommunikationsfähigkeiten	Der Entwicklung angemessene Ziele setzen
Verbesserung der persönlichen Kommunikationsgewohnheiten	Beiläufiges Lernen nutzen
Geben und Nehmen von konstruktivem Feedback	Ein gutes Vorbild sein
Gespräche führen	Fragen-Sagen-Tun
Einander gegenseitig unterstützen, wenn Problemverhalten auftritt	Punktekarte
Problemlösung	zum Umgang mit Problemverhalten
Steigerung der Partnerschaftszufriedenheit	Familienregeln aufstellen
	Direktes Ansprechen
	Klare, ruhige Anweisungen geben
	Logische Konsequenzen
	Stiller Stuhl/Auszeit
Umgang mit Stimmungsschwankungen und Bewältigungsfertigkeiten	
Nicht hilfreiche Gewohnheiten erkennen	zum Umgang mit Problemen
Entspannung und Stressmanagement	in Risikosituationen (Aktivitätenpläne)
Entwicklung persönlicher Bewältigungsstrategien	Vorausplanen und Vorbereiten
Hinterfragen nicht-hilfreicher Gedanken	Regeln aufstellen für spezifische Situationen
Entwicklung von Aktivitätenplänen für Risikosituationen	Für spannende Aktivitäten sorgen
	Anreize schaffen
	Konsequenzen vorsehen
	Nachbesprechungen abhalten

Wirksamkeit von Triple P

Erste Studien zur Wirksamkeit von Einzelteilen von Triple P als verhaltenstherapeutische Familienintervention (Behavioral Family Intervention, BFI) begannen bereits Ende der 1970er Jahre und wurden in den frühen 1980er Jahren veröffentlicht (z.B. Sanders/Glynn 1981). Seither wurde Triple P kontinuierlich erweitert und in Quer- und Längsschnittstudien (Kontrollgruppendesigns mit Zufallszuordnung) evaluiert (siehe für einen Überblick Sanders/Dadds 1993). Mehrere Studien belegen inzwischen die Effizienz sowie Effektivität von Triple P (z.B. Sanders 1996, 1998; Sanders/Christensen 1985; Sanders/Dadds 1982; Sanders/Glynn 1981; Taylor/Biglan 1998). Zusammenfassend kann gesagt werden, dass sich Triple P als verhaltenstherapeutische Familienintervention zur wirkungsvollen Behandlung von externalisierenden Störungen, insbesondere oppositionellem Trotzverhalten (Forehand/Long 1988; Webster-Stratton 1994), Aufmerksamkeitsdefizit- und Hyperaktivitätsstörung ADHS (Barkley/Guevremont/Anastopoulos/Fletcher 1992), Essproblemen (Turner/Sanders/Wall 1994), Schmerzsyndromen (Sanders/Shepard/Cleg-horn/Woolford 1994), Angststörungen (Barrett/Dadds/Rapee 1996), Entwicklungsstörungen (Schreibman/Kaneko/Koegel 1991) ebenso wie bei Verhaltensstörungen (siehe Sanders 1996; Taylor/Biglan 1998) eignet. Die vorliegenden Interventionsstudien dokumentieren mittlere bis starke Effektgrößen (Serketich/Dumas 1996).

Positive Effekte von Triple P konnten auch im Rahmen eines niedrigschwelligen Angebots mittels einer Fernsehausstrahlung nachgewiesen werden (Sanders/Mont-gomery/Brechman-Toussaint 2003), woraus gefolgert werden kann, dass bereits minimale Interventionen über Medien Änderungen in der Erziehungspraxis und folglich im Verhalten des Kindes bewirken können (vgl. auch Webster-Stratton 1994).

Die Gruppenversion des Triple P-Programms wurde in einem Großversuch mit 1673 Familien in Ost-Perth, Westaustralien, evaluiert (Turner/Markie-Dadds/Sanders 1997). Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass Kinder, deren Eltern einen Triple P-Kurs besuchten, nach der Intervention signifikant weniger externalisierendes und oppositionelles Verhalten aufwiesen. Vor der Intervention lag das externalisierende Verhalten von 42% der Kinder im klinischen Bereich, durch die Teilnahme am Triple P für Gruppen konnte diese Zahl auf 20% halbiert werden. Nach dem Training zeigten Eltern eine verbesserte Eltern-Kind-Interaktion und weniger Negativität in der Erziehung. Außerdem konnte die Anwendung von dysfunktionalem Erziehungsverhalten, Ehekonflikte, Erziehungsstress und Depression reduziert und die Zufriedenheit in der Partnerschaft verbessert werden. Die Robustheit dieser Befunde wurde in weiteren Replikationsstudien in Australien (Brisbane, Queensland; Sydney, New South Wales), Deutschland (Braunschweig) und der Schweiz (Fribourg) untersucht (Bertram et al. 2003; Ledermann/Cina/Meyer/Gabriel/Bo-denmann 2004; Zubrick et al. 2005). Neben den Gruppeninterventionen zeigen auch Selbsthilfeinterventionen mittels Telefonkontakten oder dem Elternarbeitsbuch vielversprechende positive Effekte (z.B. Connell/Sanders/Markie-Dadds 1997; Markie-Dadds/Sanders 2003; Markie-

Dadds/Sanders/Smith 1997; Sanders/
Lynch/Markie-Dadds 1994).

Neuere Studien testen vermehrt verschiedene Varianten von Triple P (Standard-Variante, Erweitertes Triple P) (z.B. Sanders/Markie-Dadds/Tully/Bor 2000). Gute Erfolge von Triple P konnten auch bei spezifischen Gruppen nachgewiesen werden. So zeigt eine Untersuchung von Sanders und McFarland (2000), dass Triple P bei depressiven Eltern von Kindern mit oppositionellem Verhalten eine gute Wirksamkeit unter Beweis stellen konnte.

Kulturübertragbarkeit von Triple P

Insgesamt konnte die Wirksamkeit und Effektivität verschiedener Programmteile des Triple P-Systems in mehreren Ländern überzeugend nachgewiesen werden. Für eine Implementierung in einen anderen Kulturkreis (z.B. im deutschsprachigen Raum in Europa) sind jedoch eigene Studien in den betreffenden Ländern von Bedeutung, da es zu überprüfen gilt, ob Triple P auch in diesem Kulturkreis akzeptiert wird und wirksam ist. Kontroversen im deutschsprachigen Raum bezüglich einzelner Teile und der Arbeitsweise des Programms (Deegener/ Tschöpe-Scheffler 2004; Tschöpe-Scheffler 2003, 2004, 2005) weisen auf die Relevanz hin, dass die Qualität von Elternprogrammen überprüft und die Akzeptanz von Elternkursen belegt werden müssen. Gemäß Perrez (1980) müssen präventive Programme drei Kriterien erfüllen: a) die Programme müssen auf die Reduktion von Verhaltensstörungen fokussieren, eine Verbesserung der elterlichen Erziehungspraktiken, Verminderung der familiären Risikofaktoren und Stärkung von sozialen Schutzfaktoren bewirken, gleichzeitig sollen stabile Effekte nachgewiesen werden und das Programm eine hohe Akzeptanz bei den Eltern erfahren, (b) das Programm soll auf Risiko- und Schutzfaktoren fokussieren und theoretisch fundiert sein sowie (c) empirisch fundiert sein (bezüglich ihrer Wirksamkeit überprüft). Während die ersten beiden von Perrez (1980) geforderten Kriterien erfüllt sind, muss die Akzeptanz sowie Wirksamkeit des im englischsprachigen Raum entwickelten Programms Triple P im deutschsprachigen Raum überprüft werden. Das Programm Triple P, insbesondere das Elterngruppenprogramm, wird aktuell in randomisierten Kontrollgruppenstudien in Deutschland und der Schweiz evaluiert. Neben diesen Studien werden im Rahmen der Durchführung der Triple P-Elterngruppen Kursevaluationen durchgeführt und Eltern bezüglich der Zufriedenheit mit Triple P befragt. Im Folgenden werden erste Ergebnisse zu dieser Fragestellung und zu den von den Eltern selbst eingeschätzten Veränderungen präsentiert.

Studie zur Zufriedenheit mit Triple P und der Akzeptanz des Programms im deutschsprachigen Raum

1998 wurde Triple P in Deutschland, drei Jahre später in der Schweiz eingeführt. Im vorliegenden Beitrag wird (a) die Zufriedenheit der Eltern mit den Triple P-Kursen (Ebene 4 Gruppe) sowie (b) deren Akzeptanz, operationalisiert über die Anwendung der Triple P-Elemente nach Abschluss des Programms, dargestellt. Zurückgegriffen wird auf Angaben von Eltern aus Deutschland und der Schweiz, die an einem Triple P-Elternkurs teilgenommen haben und Rückmeldung zu den Kursen gaben.

Methode

Stichprobenrekrutierung

In Deutschland wurden den Eltern von den Triple P-Kursleitern vor und nach dem Training Fragebögen ausgehändigt. Die Eltern konnten die Fragebögen den Kursleitern abgeben, welche diese an Triple P Deutschland (PAG) weiterleiteten. Außer zu Alter und Geschlecht des Kindes wurden keine demographischen Angaben erhoben. Die vorliegenden Daten wurden zwischen Mitte 2000 bis 2004 erhoben.

In der Schweiz erhielten alle Eltern, die von März 2002 bis April 2003 an einem Triple P-Elternkurs teilnahmen, vor der Teilnahme am Triple P-Programm von den Kursleitern einen Fragebogen zugesandt, mit der Bitte, diesen auszufüllen, an das Institut für Familienforschung und -beratung zuzusenden und damit an der Evaluation des Programms im Rahmen des Präventionsprojekts „*Triple P zur Förderung der Erziehungskompetenz von Eltern*“ (mit finanzieller Unterstützung des Bundesamtes für Sozialversicherung, BSV) teilzunehmen. Die Eltern, die sich bereit erklärten, wurden nach Beendigung des Trainings und, soweit die Anschrift bekannt gegeben wurde, ein halbes und ein Jahr nach Abschluss des Trainings erneut mittels Fragebogen befragt. Den Eltern wurde je ein Fragebogen für jeden Elternteil (Mutter und Vater) zugesandt und zwar unabhängig davon, ob beide Elternteile oder nur ein Elternteil an dem Training teilnahm. In dem Zeitraum fanden 72 Triple P-Kurse statt, an welchen rund 850 Familien teilgenommen haben. Daten von 405 Schweizer Eltern gehen in die folgenden Analysen ein.

Stichprobe

Bei beiden Stichproben handelt es sich um anfallende Stichproben, da die Teilnahme an der Triple P-Evaluation auf freiwilliger Basis erfolgte. Insgesamt liegen Daten von 1695 Eltern vor (1290 aus Deutschland, 405 aus der Schweiz).

An der Begleitevaluation von Triple P in der Schweiz nahmen 306 Mütter und 99 Väter teil. 89,6% der Eltern waren verheiratet, 5% unverheiratet und 4,5% getrennt oder geschieden. 93,2% lebten mit ihrer/m Partner/in zusammen. Die Partnerschaft dauerte im Schnitt 11,3 Jahre ($SD = 5.0$, Range = 1-25). 6,9% besuchten die reguläre Schulzeit, 48,7% verfügen über einen Berufsschulabschluss, 20% schlossen ein Gymnasium ab und 24,5% besitzen einen Hochschul- bzw. Universitätsabschluss. 14,5% gaben an, über ein geringes Einkommen zu verfügen (unter 60.000 Schweizer Franken), 51% über ein mittleres Einkommen und 34,2% über ein hohes familiäres Einkommen (über 100.000 Schweizer Franken).

Erfassungsinstrumente

Neben Fragen zum Verhalten des Kindes sowie dem Erziehungsverhalten der Eltern wurden die Eltern nach Abschluss des Programms mittels eines Fragebogen bezüglich der Zufriedenheit mit dem Programm (Kursbeurteilung, 11 Items, 7-stufige Likert-Skalen), selbst wahrgenommene Verbesserungen in der Familie (5 Items, 7-stufige Likert-Skalen) und Nützlichkeit der Strategien für die familiäre

Situation (erhoben für jede Strategie, 1 = gar nicht hilfreich bis 4 = sehr hilfreich) befragt.

Ergebnisse

Ergebnisse zur Zufriedenheit mit Triple P

Die Ergebnisse zur Zufriedenheit mit den Triple P-Kursen zeigen, dass das Programm bei den Eltern sehr gut ankommt, und dass diese angeben, in hohem Maße vom Programm profitiert zu haben. So sind 95,2% der Eltern zufrieden bis sehr zufrieden mit dem Programm (Deutschland: 93,4%; Schweiz: 91,3%), lediglich 1,3% waren unzufrieden bis sehr unzufrieden mit dem Angebot (Deutschland: 0,7%; Schweiz: 3,2%). 93,6% bewerten die Qualität des Programms, das sie erhalten haben, als gut bis hervorragend (Deutschland: 95,2%; Schweiz: 88,5%), 3% als unbefriedigend bis ausreichend (Deutschland: 1,8%; Schweiz: 6,8%). 92% der Eltern gaben an, die Hilfe bekommen zu haben, die sie erwartet haben (Deutschland: 98,3%; Schweiz: 94,5%), 2,6% gaben an, diese eher nicht bis gar nicht erhalten zu haben (Deutschland: 1,7%; Schweiz: 5,5%). Diese insgesamt positive Einschätzung der Kursqualität spiegelt sich in den Angaben der Eltern wider, dass sie auf Triple P zurückkommen würden, sollten sie wieder einmal erzieherische Hilfe beanspruchen (94,1%; Deutschland: 97,3%; Schweiz: 90,8%).

Der Vergleich der Evaluationen der Kurse in Deutschland und der Schweiz zeigt, dass in den vorliegenden Kursrückmeldungen die Triple P-Kurse in Deutschland leicht besser beurteilt werden als in der Schweiz, dass jedoch in beiden Ländern eine sehr hohe Zufriedenheit mit Triple P beobachtet werden kann (siehe Tabelle 4). Keine Unterschiede zwischen den Ländern liegen bezüglich der Rückmeldung der Eltern zum Fortschritt des Kindes vor. Die Betrachtung des η^2 weist auf mittlere Effektstärken hin ($\eta^2 = <.06$).

Tabelle 4: Vergleich der Einschätzung der Eltern bezüglich der Qualität des erhaltenen Triple P-Trainings in Deutschland und der Schweiz

	Deutschland		Schweiz		F	***	Eta ²
	N=1290		N=405				
	M	SD	M	SD			
Qualität des Triple P-Programms	5.70	.89	5.35	1.05	44.00	***	.03
Zufriedenheit mit dem Triple P-Programm	6.03	.93	5.61	1.06	59.25	***	.03
Erhalt der erwarteten Hilfe	5.80	.94	5.49	1.08	30.94	***	.02
Umfang der Hilfe	5.91	.95	5.43	1.03	75.10	***	.04
Kompetenz der Kursleitung	6.52	.73	5.97	1.18	125.91	***	.07
Unterstützung durch die Kursleitung	6.66	.67	6.34	.98	53.39	***	.03
Kursatmosphäre	6.31	.85	6.03	.98	29.16	***	.02
Bedürfnissen des Kindes entsprochen	5.50	.96	5.01	.92	80.96	***	.05
Erfüllung der Bedürfnisse der Kurs- teilnehmer	5.60	.94	5.12	.92	82.84	***	.05
Weitergabe von Strategien an Andere	5.95	1.07	5.55	1.24	37.59	***	.02
Wieder auf Triple P zurückkommen bei Schwierigkeiten	6.22	1.00	5.72	1.34	64.87	***	.04

Anmerkung: Skala: 1 bis 7 („gar nicht“ bis „ja völlig“).

Unterstützung durch die Strategien

Die Strategien, die in den Triple P-Kursen vermittelt wurden, werden von den Müttern und Vätern als hilfreich beziehungsweise sehr hilfreich für die Gestaltung des Erziehungsalltags erlebt. 97,7% der Eltern (Deutschland: 97,7%; Schweiz: 97,6%) beurteilten die vermittelten Elemente der Sitzung 1 (Prinzipien der Positiven Beziehung, Ursachen von kindlichem Problemverhalten und Verhaltensbeobachtung) als überwiegend bis vollkommen hilfreich. Im ähnlichen Ausmaß wurden auch die anderen Sitzungen als hilfreich empfunden. So waren für 97,6% der Eltern (Deutschland: 98%; Schweiz: 96,7%) die Strategien zur Förderung einer positiven Beziehung zum Kind, zur Förderung von angemessenem kindlichen Verhalten und Erlernen neuer Fertigkeiten (Sitzung 2), für 97,3% (Deutschland: 97,6%; Schweiz: 96,6%) die Sitzung 3 (Umgang mit kindlichem Problemverhalten) und 90,8% (Deutschland: 91,9%; Schweiz: 87,7%) das Vorausplanen in Risikosituationen (Sitzung 4) überwiegend bis vollkommen hilfreich. Auch die anschließenden Telefonkontakte wurden von der großen Mehrheit der Eltern, die Rückmeldung zum Programm gaben, als hilfreich empfunden (insgesamt: 91,1%; Deutschland: 93,3%; Schweiz: 84,1%).

Tabelle 5: Vergleich der Einschätzung der Eltern bezüglich der Nützlichkeit der Triple P-Strategien zum Post-Messzeitpunkt in Deutschland und der Schweiz

	Deutschland		Schweiz				Eta ²
	N=1290		N=405				
	M	SD	M	SD	F		
1. Sitzung: Prinzipien der Positiven Erziehung	3.47	.57	3.46	.56	.05		.00
2. Sitzung: Förderung der kindlichen Entwicklung	3.53	.55	3.40	.56	14.91	***	.01
Wertvolle Zeit	3.66	.54	3.55	.63	9.95	**	.01
Mit dem Kind sprechen	3.66	.55	3.53	.66	15.87	***	.01
Zuneigung zeigen	3.74	.53	3.62	.65	12.82	***	.01
Loben	3.81	.43	3.66	.60	27.69	***	.02
Aufmerksamkeit schenken	3.69	.52	3.60	.59	7.64	**	.00
Ideen für spannende Beschäftigungen	3.28	.73	3.22	.77	2.47		.00
Lernen am Modell	3.32	.74	3.17	.74	11.42	***	.01
Beiläufiges Lernen	3.41	.66	3.32	.70	5.49	*	.00
Fragen-Sagen-Tun	3.16	.83	3.10	.79	1.46		.00
Punktekarte	3.29	.94	3.10	.95	10.97	***	.01
3. Sitzung: Umgang mit Problemverhalten	3.59	.57	3.39	.59	18.64	***	.02
Familienregeln	3.53	.63	3.39	.72	13.19	***	.01
Direktes Ansprechen	3.69	.51	3.58	.60	10.14	***	.01
Absichtliches Ignorieren	3.28	.77	3.14	.78	9.46	**	.01
Klare ruhige Anweisungen	3.73	.46	3.62	.58	14.11	***	.01
Logische Konsequenzen	3.69	.51	3.59	.63	10.77	***	.01
Stiller Stuhl	2.99	1.06	2.75	1.03	14.03	***	.01
Auszeit	3.23	.93	3.07	.94	7.86	**	.01
4. Sitzung: Vorausplanen	3.33	.65	3.24	.70	4.77	*	.00
5. bis 8. Sitzung: Telefonkontakte	3.42	.69	3.13	.77	43.15	***	.03

Anmerkung: Skala: 1 = gar nicht hilfreich bis 4 = vollkommen hilfreich.

* p < .05; ** p < .01; *** p < .001.

Werden die Angaben der Eltern aus der Schweizer Stichprobe über ein Jahr verfolgt, zeigt sich, dass auch ein Jahr nach Abschluss des Trainings die Eltern die Strategien immer noch hilfreich finden (siehe Tabelle 6).

Tabelle 6: Einschätzung der Trainingsinhalte sechs Monate und 1 Jahr nach Teilnahme am Triple P-Kurs (in Prozent)

	6 Monate			1 Jahr		
	Gar nicht/eher nicht	Überwiegend	Vollkommen	Gar nicht/eher nicht	Überwiegend	Vollkommen
1. Sitzung: Prinzipien der Positiven Erziehung	4.81	62.20	32.99	3.73	57.09	39.18
2. Sitzung: Förderung der kindlichen Entwicklung	7.33	60.34	32.33	4.07	63.80	32.13
Wertvolle Zeit	3.57	47.08	49.35	2.41	45.17	52.41
Mit dem Kind sprechen	5.52	34.09	60.39	4.50	40.83	54.67
Zuneigung zeigen	4.21	30.10	65.70	2.42	32.87	64.71
Loben	4.87	35.06	60.06	2.41	34.48	63.10
Aufmerksamkeit schenken	5.59	39.47	54.93	3.13	41.32	55.56
Ideen für spannende Beschäftigungen	21.24	54.90	23.86	19.51	52.61	27.87
Lernen am Modell	23.26	51.50	25.25	25.37	50.74	23.90
Beiläufiges Lernen	9.45	55.70	34.85	12.10	55.87	32.03
Fragen-Sagen-Tun	27.42	51.84	20.74	29.64	49.29	21.07
Punktekarte	37.37	34.34	28.28	34.06	35.14	30.80
3. Sitzung: Umgang mit Problemverhalten	5.81	63.23	30.97	2.65	58.28	39.07
Familienregeln	14.01	50.81	35.18	13.03	45.77	41.20
Direktes Ansprechen	4.56	49.51	45.93	6.32	42.81	50.88
Absichtliches Ignorieren	29.74	46.73	23.53	28.32	46.15	25.52
Klare ruhige Anweisungen	3.87	41.61	54.52	5.96	41.75	52.28
Logische Konsequenzen	7.89	42.43	49.67	7.39	40.49	52.11
Stiller Stuhl	43.69	35.84	20.48	47.43	29.04	23.53
Auszeit	26.26	41.08	32.66	26.79	39.29	33.93
4. Sitzung: Vorausplanen	19.01	50.70	30.28	19.14	45.70	35.16
5.bis 8. Sitzung: Telefonkontakte	33.20	44.67	22.13	31.96	46.12	21.92

Ergebnisse zur Akzeptanz von Triple P

Es wird davon ausgegangen, dass Triple P dann als akzeptiert betrachtet werden kann, wenn die Eltern die im Programm gelernten Methoden auch im Alltag wirklich anwenden. Die Ergebnisse hierzu zeigen ein ebenfalls sehr erfreuliches Bild.

Von den 17 vermittelten Strategien werden acht auch ein Jahr nach dem Kurs (Follow-up 2) noch von über 90% der Teilnehmer/-innen als nützlich beurteilt. Dazu gehören vor allem auch die präventiven Strategien zur Vermeidung von Problemverhalten wie z.B. „Wertvolle Zeit“, „mit dem Kind reden“, „Loben“,

„Aufmerksamkeit schenken“ und „Zuneigung zeigen“, die speziell der Beziehung zwischen Eltern-Kind und der kindlichen Entwicklung dienen. Auch die Strategien zum angemessenen Umgang mit Problemverhalten werden angewendet. Vor allem die Strategien „Direktes Ansprechen“, „Klare, ruhige Anweisungen“ und „Logische Konsequenzen“ werden als besonders hilfreich empfunden. Als am wenigsten hilfreich werden die Strategien „Stiller Stuhl“ und „Punktekarte“ beurteilt, beides Strategien, die sehr gezielt eingesetzt werden müssen.

Ergebnisse zu selbst eingeschätzten positiven Veränderungen in der Familie infolge von Triple P

Neben der generellen Zufriedenheit der Eltern mit dem Programm finden sich auch konkrete positive Veränderungen im Erziehungsverhalten im Alltag. Gemäß ihrer eigenen Einschätzung geben die meisten Eltern nach dem Kurs an, kompetenter bei der Erziehung der Kinder zu sein, und dass das Verhalten des Kindes besser ist. 97,4% der Eltern (Deutschland: 98,3%; Schweiz: 94,5%) berichten, dass das Programm ihnen geholfen hat, mit dem Verhalten ihres Kindes besser umzugehen. 91,9% der Eltern (Deutschland: 93,8%; Schweiz: 86%) stellen nach dem Kurs moderate bis starke Verbesserungen bezüglich des Verhaltens ihres Kindes fest.

Die positiven Effekte von Triple P wirken sich auch auf das Familienleben generell aus. 89,4% der Eltern (Deutschland: 92,4%; Schweiz: 80%) sind der Ansicht, dass der Kurs ihnen geholfen hat, Probleme in der Familie generell besser bewältigen zu können. Erfreulich ist, dass in vielen Fällen (66,4%; Deutschland: 68,6%; Schweiz: 62,6%) sogar die Partnerschaft von den neuen Kompetenzen/Ressourcen der Eltern im Umgang mit den Kindern zu profitieren vermag (siehe Tabelle 7).

Zusammenfassend kann gefolgert werden, dass die Eltern, die Rückmeldung zum Triple P-Training gaben, insgesamt sehr zufrieden mit der Qualität und dem Inhalt sind, die im Kurs gelernten Strategien als hilfreich in ihrem Alltag betrachten und von positiven Veränderungen im Erziehungsverhalten und dem Verhalten des Kindes berichten. Es liegen jedoch nicht von allen Eltern, die einen Triple P-Kurs besucht haben, Kursevaluationen vor. Es ist daher von Bedeutung, die hier dargestellten Ergebnisse in anderen Studien zu replizieren. Erste Hinweise auf die Gültigkeit der Ergebnisse zeigen Kontrollgruppenstudien aus Deutschland und der Schweiz (Cina et al. 2004; Heinrichs et al. 2006 a).

Tabelle 7: Vergleich der selbst eingeschätzten Veränderungen zum Post-Messzeitpunkt in Deutschland und der Schweiz

	Deutschland		Schweiz		F		Eta ²
	N=1290		N=405				
	M	SD	M	SD			
Verhalten des Kindes	5.78	.85	5.46	.89	42.69	***	.02
Fortschritt des Kindes	5.74	.96	5.67	.99	1.52		.00
Verbesserung im Umgang mit dem Verhalten des Kindes	6.45	.84	6.00	1.07	75.64	***	.04
Hilfe bei Problemen innerhalb der Familie	5.98	1.10	5.38	1.28	83.15	***	.05
Nutzen für die Partnerschaft	4.76	1.29	4.59	1.34	4.38	*	.00

Anmerkung: Skala 1 bis 7 („nein, gar nicht“ bis „ja, völlig“).

* $p < .05$; *** $p < .001$.

Wirksamkeit von Triple P im deutschsprachigen Raum

Neben der Frage, wie zufrieden die Eltern mit Triple P sind und wie gut sie deren Methoden im Alltag akzeptieren und anwenden, interessiert uns vor allem auch die Frage, ob Triple P auch wirksam ist und zu einer besseren Erziehungskompetenz der Eltern und einem besseren Befinden der Kinder und Eltern führt. Zur Klärung dieser Fragen laufen zurzeit in Deutschland und der Schweiz mehrere randomisierte Kontrollgruppenstudien.

Deutschland

In der prospektiven randomisierten Kontrollgruppenstudie „Zukunft Familie“ I (Fünf-Jahres-Längsschnittstudie) wird die Wirksamkeit universeller Präventionsmaßnahmen (angewendet wurde das Positive Elternprogramm Triple P als Gruppenvariante, TPG) für Familien mit Kindern im Alter von 2,5 bis 6 Jahren evaluiert (Heinrichs et al. 2006 a). Über städtische Kindertagesstätten konnten 280 Familien rekrutiert werden. 186 Familien wurde das Angebot gemacht, an einem Triple P-Training teilzunehmen, davon nahmen 144 Familien das Angebot an. 94 Familien wurden der Kontrollgruppe zugeteilt.

Die Ergebnisse zeigen, dass die Rückmeldungen der Eltern sich mit den oben genannten Ergebnissen decken. 90% der Eltern schätzten die Qualität des Trainings als gut bis hervorragend ein, 81% der Eltern geben an, dass sich seit dem Besuch des Programms die Beziehung zum Kind verbessert habe, 79% sind der Ansicht, das kindliche Verhalten habe sich gebessert und weitere 85% geben an, mit Problemen in der Familie besser umgehen zu können. 43% meinen, dass auch die Partnerschaft vom Triple P-Programm profitiert habe.

Bezüglich des Erziehungsverhaltens der Eltern (erhoben anhand des EFB, Miller 2001) zeigte sich, dass diese ein Jahr nach ihrer Teilnahme am Triple P-Gruppenprogramm weniger häufig ungünstiges Erziehungsverhalten zeigen und insgesamt ein positiveres Erziehungsverhalten aufweisen. Hinsichtlich des kindli-

chen Problemverhaltens (erhoben anhand des CBCL, Arbeitsgruppe Deutsche Child Behavior Checklist 2000) gelang es in der Interventionsgruppe (insgesamt 219 Zweielternfamilien, Triple P: 129 Familien), den Anteil an Kindern mit klinisch und grenzwertig auffälligem externalem Problemverhalten von 17,6% (vor dem Training) auf 4,8% (1 Jahr nach dem Training) zu reduzieren, während sich in der Kontrollgruppe kaum Veränderungen ergaben (Prävalenzrate vor dem Training: 13,6%, 1 Jahr später: 12,5%). Neben dem externalisierenden konnte auch eine Reduktion bei der Prävalenz von internalisierendem Problemverhalten bei der Interventionsgruppe Triple P von 20,6% (vor der Teilnahme am Training) auf 11,1% (1 Jahr nach dem Training) erreicht werden (Kontrollgruppe: 11,4% auf 9,1%). Neben einer Reduktion der Prävalenzrate zeigte die Interventionsgruppe eine geringere Inzidenzrate (externalisierendes Problemverhalten: 1,9% vs. 3,4%; internalisierendes Problemverhalten: 0,8% vs. 4,6%). Die Effektivitäts- und Disseminationsstudie „Zukunft Familie“ II zeigt analoge Ergebnisse (Heinrichs et al. 2006 b). Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das Elternt raining längerfristig eine bedeutsame Reduktion ungünstigen Erziehungsverhaltens bewirkt und damit die theoretische Grundvoraussetzung für eine längerfristige Reduktion kindlicher Verhaltensprobleme erfüllt.

Schweiz

In der Schweiz werden in einer randomisierten Kontrollgruppenstudie die Effekte des Triple P-Gruppenprogramms (TPG) und dem Freiburger Stresspräventionstraining für Paare (FSPT, siehe Bodenmann 2000) über ein Jahr untersucht. Beide Interventionen sind präventive Programme, die auf bekannte familiäre Risikofaktoren für kindliches Problemverhalten fokussieren, d.h. Defizite in der Erziehungskompetenz (Triple P) oder Partnerschaftskonflikte (FSPT). Die Studie hat zum Ziel, Aufschluss darüber zu geben, welche differentiellen Effekte mittels den beiden Präventionsangeboten zur Reduktion von Stress bei Familien und damit dem Befinden und Verhalten des Kindes erzielt werden können. Je 50 Familien mit Kindern im Alter zwischen 2 und 12 Jahren wurden zufällig auf eine Kontrollgruppe oder auf eine der beiden Interventionsmethoden Triple P-Gruppenprogramm oder FSPT verteilt.

Ergebnisse zeigen auch hier, dass das Triple P-Programm bei den Eltern sehr gut ankommt, und dass diese angeben, in hohem Maße vom Programm profitiert zu haben. 95% der Eltern geben an, dass sie mit dem Programm sehr zufrieden waren und rund 94% der Teilnehmer/-innen würden Triple P weiterempfehlen, wovon dies 63% „auf jeden Fall“ täten, was als Indikator für eine hohe Kurszufriedenheit und eine gute Akzeptanz von Triple P bei den teilnehmenden Eltern gewertet werden kann. Erfreulich ist auch, dass rund ein Drittel der Eltern angibt, dass sie die gelernten Inhalte im Alltag auch regelmäßig und konsequent anwenden. Weitere 60% geben an, dass sie von den Triple P-Methoden im Alltag ab und zu Gebrauch machen, was die Nützlichkeit und die Akzeptanz der gelernten Strategien verdeutlicht. Lediglich 10% wenden die gelernten Strategien nach eigenen Angaben selten bis nie an. Subjektiv berichten die Eltern von einer Verbesserung

bezüglich des Verhaltens des Kindes, dem eigenen Erziehungsverhalten, einer günstigeren Paarkommunikation als auch von vermindertem Stress in der Familie.

Diese positiven Effekte konnten mehrheitlich bei beiden Präventionsprogrammen nachgewiesen werden, während die Kontrollgruppe keine signifikanten Veränderungen aufwies (Ledermann/Cina/Meyer/Gabriel/Bodenmann 2004).

Die ersten Resultate ein Jahr nach der Teilnahme am Training machen deutlich, dass die Teilnahme am Triple P zu einer deutlichen Verbesserung im Erziehungsverhalten führt (erhoben anhand des EFB, Miller 2001). Die Eltern, die an einem Triple P-Kurs teilnahmen, zeigten nach Teilnahme am Training verglichen mit der Kontrollgruppe signifikant günstigeres Erziehungsverhalten als vor Kursbeginn. Sie reagierten weniger nachsichtig und geben an, weniger häufig in Erziehungssituationen überzureagieren (Ledermann et al. 2004). Auch konnte die Prävalenzrate von kindlichem Problemverhalten (erhoben anhand des ECBI, Eyberg 1992) halbiert werden. Von ursprünglich 39% der Kinder lagen ein Jahr nach Teilnahme am Training noch 17% über dem Cut-off-Bereich.

Diskussion

Triple P versucht ein Gleichgewicht zwischen einem kind- und elternezentrierten Ansatz zu finden, indem es den Eltern dabei hilft, die Fertigkeiten und Kompetenzen, die ihre Kinder erwerben sollen, zu erkennen, und diese auf eine fördernde Art und Weise zu entwickeln helfen (z.B. Sprachfertigkeiten, emotionale Selbstregulation, Unabhängigkeit, Selbständigkeit und Problemlösefertigkeiten). Triple P stellt ein modernes Programm dar, welches auf dem aktuellen Wissensstand bezüglich Risiko- und Protektivfaktoren sowie wirksamen Interventionsmöglichkeiten basiert. Die Förderung der Autonomie und Selbständigkeit der Eltern durch Stärkung ihrer Erziehungsfertigkeiten sowie die Berücksichtigung der Belange des Kindes stehen im Mittelpunkt des Programms.

Das Programm hat sich in vielen Studien vor allem aus dem englischsprachigen Raum als wirksames Präventions- und Interventionsangebot erwiesen. Durch das Training der Erziehungsstrategien, die im Programm Triple P benutzt werden, konnten die Verhaltensprobleme des Kindes, welche meist schon über einige Zeit andauerten, verringert werden. Parallel zu den primären Behandlungseffekten beim Kind replizierten verschiedene Studien auch die Verbesserungen hinsichtlich der individuellen Schwierigkeiten der Eltern (insbesondere der Mutter). Die gefundenen Ergebnisse sind für alle Triple P-Programme – selbstangeleitete und telefongestützte, Standard- und Gruppenprogramm, erweiterte Triple P-Interventionen – statistisch zuverlässig und klinisch bedeutsam. Sie bestätigen die Annahme, dass Erziehungsprogramme mit unterschiedlichen Intensitätsstufen erfolgreich sein können.

In diesem Zusammenhang sind Studien von Bedeutung, die die Wirksamkeit des Programms im jeweiligen Sprachraum überprüfen und die Ergebnisse der Studien, die im vor allem englischsprachigen Raum durch die Autorengruppe von Triple P durchgeführt wurden, replizieren. Erste Ergebnisse liegen aus dem

deutschsprachigen Raum für das Triple P-Gruppenprogramm (TPG) vor. So zeigen die Kursevaluationen in Deutschland und der Schweiz, basierend auf freiwilligen Rückmeldungen der Eltern, dass die meisten Eltern sehr zufrieden sind mit dem Kursangebot, die in Triple P gelernten Methoden im Alltag anwenden und subjektive Verbesserungen im Verhalten des Kindes und ihrem eigenen Verhalten wahrnehmen.

Da nicht ausgeschlossen werden kann, dass nur diejenigen Eltern Rückmeldung gaben, die mit dem Programm zufrieden waren (was allerdings als unwahrscheinlich gelten darf, da Personen erfahrungsgemäss sehr gerne zu Kursen Rückmeldung geben, die ihren Erwartungen nicht entsprochen haben, im Besonderen wenn sie dafür bezahlt haben), sind Ergebnisse der elterlichen Zufriedenheit aus kontrollierten Vergleichsstudien von Bedeutung. Kontrollierte Kontrollgruppenstudien aus Deutschland (Heinrichs et al. 2006 a und b) und der Schweiz (Cina/Ledermann/

Meyer/Gabriel/Bodenmann 2004; Ledermann et al. 2004) zeigen, dass auch Eltern, die einem Triple P-Kurs zugeteilt werden, von einer ähnlichen Zufriedenheit berichten. Diese Studien zeigen, dass Triple P auch im deutschsprachigen Raum eine gute Effektivität aufweist, Eltern nach Teilnahme an dem Triple P-Gruppenprogramm ein positiveres Erziehungsverhalten anwenden und die Prävalenz und Inzidenzrate von kindlichem Problemverhalten durch Triple P gesenkt werden kann.

Diese sehr erfreulichen Ergebnisse widerlegen eindrücklich die im deutschen Sprachraum immer wieder an Triple P geäußerten Kritiken. Triple P wird von den Eltern nicht als Dressur ihrer Kinder erfahren, sondern als eigene Ressourcenstärkung und Verminderung von Stress; dies ermöglicht, angemessen auf die Kinder eingehen zu können.

Inzwischen hat sich Triple P in verschiedenen Ländern zu einem umfassenden mehrstufigen Unterstützungssystem in Erziehungs- und Familienfragen entwickelt und es ist zu hoffen, dass auch im deutschsprachigen Raum Triple P allen Eltern zur Verfügung gestellt werden kann, die von diesem Angebot profitieren möchten. Modifizierte Programme in anderen Sprachen oder kulturell angepasste Programme für Minderheiten (z.B. Migranten, Familien in Armut etc.) sind gefordert. Fundamentales Ziel von Triple P bleibt die Entwicklung eines umfassenden, qualitativ hochstehenden, empirisch unterstützten, mehrstufigen, präventionsorientierten, uni-versellen und frei zugänglichen Erziehungsunterstützungsmodells. Um dieses Ideal zu erreichen sind Forschungsarbeiten erforderlich, die aufzeigen, wer wie auf welche Darbietungsart reagiert und wie Familien angesprochen werden können, die üblicherweise von Präventionsprogrammen schlecht erreicht werden. Triple P bietet über das Bestehende hinaus vielversprechende Perspektiven, die für Praktiker ebenso wie für Eltern von hohem Interesse sind.

Literatur

- Arbeitsgruppe Deutsche Child Behavior Checklist (2000). *Elternfragebogen für Klein- und Vorschulkinder (CBCL 1 ½ - 5)*. Köln: Arbeitsgruppe Kinder-, Jugend- und Familien-diagnostik (KJFD).
- Bandura, A. (1977). Self-efficacy: Toward a unifying theory of behavioral change. *Psychological Review*, *84*, pp. 191 - 215.
- Bandura, A. (1995). *Self-efficacy in changing societies*. New York: Cambridge University Press.
- Barkley, R. A./Guevremont, D. C./Anastopoulos, A. D./Fletcher, K. E. (1992). A comparison of three family therapy programs for treating family conflicts in adolescents with attention-deficit hyperactivity disorder. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, *60*, pp. 450-462.
- Barrett, P. M./Dadds, M. R./Rapee, R. M. (1996). Family treatment of childhood anxiety: A controlled trial. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, *65*, pp. 627-635.
- Bertram, H./Heinrichs, N./Kuschel, A./Kessemeier, Y./Saßmann, H./Hahlweg, K. (2003). Projekt „Zukunft Familie“ Erste Ergebnisse der Rekrutierung. *Verhaltenstherapie und Verhaltensmedizin*, *24*, pp. 187-204.
- Bodenmann, G. (2000). *Kompetenzen in der Partnerschaft. Freiburger Stresspräventionsprogramm für Paare*. Weinheim: Juventa Verlag.
- Chamberlain, P./Patterson, G. R. (1995). Discipline and child compliance in parenting. In: M. H. Bornstein. (Eds.). *Handbook of parenting Vol. 4: Applied and practical parenting* (pp. 205-225). Mahwah, NJ, USA: Lawrence Erlbaum Associates, Inc.
- Cina, A./Ledermann, T./Meyer, J./Gabriel B./Bodenmann, G. (2004). *Triple P in der Schweiz: Zufriedenheit, Akzeptanz und Wirksamkeit*. (Forschungsbericht Nr. 162). Fribourg: Universität Fribourg.
- Coie, J. D. (1996). Prevention of violence and antisocial behavior. In: R. D. Peters/R. J. McMahon (Eds.). *Preventing childhood disorders, substance abuse and delinquency* (pp. 1-18). Thousand Oaks, CA, USA: Sage.
- Connell, S./Sanders, M. R./Markie-Dadds, C. (1997). Self-directed behavioural family intervention for parents of oppositional children in rural and remote areas. *Behaviour Modification*, *21*, pp. 379-408.
- Crick, N. R./Dodge, K. A. (1994). A review and reformulation of social information-processing mechanisms in children's social adjustment. *Psychological Bulletin*, *115*, pp. 74-101.
- Cummings, E. M./Davies, P. (1994). *Children and marital conflict: The impact of family dispute and resolution*. New York: Guildford Press.
- Dadds, M. R./Schwartz, S./Sanders, M. R. (1987). Marital discord and treatment outcome in the treatment of childhood conduct disorders. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, *55*, pp. 396-403.
- Deegener, G./Tschöpe-Scheffler, S. (2004). „Es wird sich in den Schlaf weinen.“ *Theorie und Praxis der Sozialpädagogik*, *8*, pp. 18-22.
- Dodge, K. A. (1986). A social information processing model of social competence in children. In: M. Perlmutter (Ed.). *The Minnesota symposium on child psychology (Vol. 18)*. Hillsdale, NJ, USA: Erlbaum.
- Dryfoos, J. G. (1990). *Adolescents at risk: Prevalence and prevention*. New York: Oxford University Press.
- Emery, R. E. (1982). Interparental conflict and the children of discord and divorce. *Psychological Bulletin*, *92*, pp. 310-330.
- Erel, O./Burman, B. (1995). Interrelatedness of marital relations and parent-child relations: A meta-analytic review. *Psychological Bulletin*, *118*, pp. 108-132.

- Eyberg, S. M. (1992). Assessing therapy outcome with preschool children: Progress and problems. *Journal of Clinical Child Psychology*, 21, pp. 306-311.
- Forehand, R. L./Long, N. (1988). Outpatient treatment of the acting out child: Procedures, long term follow-up data, and clinical problems. *Advances in Behaviour Research and Therapy*, 10, pp. 129-177.
- Grych, J. H./Fincham, F. D. (1990). Marital conflict and children's adjustment: A cognitive contextual framework. *Psychological Bulletin*, 108, pp. 267-290.
- Hart, B./Risley, T. R. (1995). *Meaningful differences in the everyday experience of young American children*. Baltimore: Paul H. Brookes Publishing Co.
- Heinrichs, N./Hahlweg, K./Bertram, H./Kuschel, A./Naumann, S./Harstick, S. (2006 a). Die langfristige Wirksamkeit eines Elterntrainings zur universellen Prävention kindlicher Verhaltensstörungen: Ergebnisse aus der Sicht der Mütter und Väter. *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie*, 35. Jhg., 4, S. 97-108.
- Heinrichs, N./Hahlweg, K./Kuschel, A./Bertram, H./Harstick, S./Naumann, S. (2006 b). Triple P aus der Sicht der Eltern: Teilnahmeraten und Kurszufriedenheit in Abhängigkeit von soziodemographischen Charakteristika und Migration. *Kindheit und Entwicklung*, 15, S. 19-26.
- Jacobson, N. S./Margolin, G. (1979). *Marital therapy: Strategies based on social learning and behavior exchange principles*. New York: Brunner/Mazel.
- Ledermann, T./Cina, A./Meyer, J./Gabriel, B./Bodenmann, G. (2004). *Die Wirksamkeit zweier Präventionsprogramme zur Verbesserung elterlicher Kompetenzen und kindlichen Befindens*. (Forschungsbericht Nr. 163). Fribourg: Universität Fribourg.
- Loeber, R./Farrington, D. P. (1998). Never too early, never too late: Risk factors and successful interventions for serious and violent juvenile offenders. *Studies on Crime and Crime Prevention*, 7, pp. 7-30.
- Markie-Dadds, C./Sanders, M. R. (2003). *Effectiveness of a self-directed program for parents of children at high and low risk of developing conduct disorder*. Unpublished manuscript. University of Queensland, St Lucia.
- Markie-Dadds, C./Sanders, M. R./Smith, J. I. (1997). *Self-directed behavioural Family intervention for parents of oppositional children in rural and remote areas*. Paper presented at the 20th National Conference of the Australian Association for Cognitive and Behaviour Therapy, Brisbane, Queensland.
- Miller, Y. (2001). *Erziehung von Kindern im Kindergartenalter: Erziehungsverhalten und Kompetenzüberzeugungen von Eltern und der Zusammenhang zu kindlichen Verhaltensstörungen*. Dissertation an der Technischen Universität Braunschweig.
- Patterson, G. R. (1982). *Coersive family process*. Eugene, OR: Castalia Press.
- Perrez, M. (1980). Implementierung neuen Erziehungsverhaltens: Interventionsforschung im Erziehungsstil-Bereich. In: K. A. Schneewind/P. Herrmann (Hrsg.). *Erziehungsstilforschung* (S. 245-280). Bern: Huber.
- Risley, T. R./Clark, H. B./Cataldo, M. F. (1976). Behavioral technology for the normal middle class family. In: E. J. Mash/L. A. Hamerlynch/L. C. Handy (Eds.). *Behavior modification and families* (pp. 34-60): New York: Brunner/Mazel.
- Robins, L. N./Price, R. K. (1991). Adult disorders predicted by childhood conduct problems: Results from the NIMH Epidemiological Catchment Area Project. *Psychiatry*, 54, pp. 116-132.
- Rutter, M. (1985). Family and school influences on behavioral development. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 26, pp. 349-368.
- Sanders, M. R. (1992). Enhancing the impact of behavioural family intervention with children: Emerging perspectives. *Behaviour Change*, 9, pp. 115-119.
- Sanders, M. R. (1996). New directions in behavioural family intervention with children. In: T. H. Ollendick/R. J. Prinz, (Eds.). *Advances in clinical child psychology*, Vol. 18 (pp. 283-330). New York: Plenum Press.

- Sanders, M. R. (1998). The empirical status of psychological interventions with families of children and adolescents. In: L. L'Abate (Ed.). *Family psychopathology: The relational roots of dysfunctional behavior* (pp. 427-465). New York, USA: Guilford Press.
- Sanders, M. R./Christensen, A. P. (1985). A comparison of the effects of child management and planned activities training across five parenting environments. *Journal of Abnormal Child Psychology*, *13*, pp. 101-117.
- Sanders, M. R./Dadds, M. R. (1982). The effects of planned activities and child management training: An analysis of selling generality. *Behaviour Therapy*, *13*, pp. 1-11.
- Sanders, M. R./Dadds, M. R. (1993). *Behavioural family intervention*. Boston: Allyn and Bacon, Inc.
- Sanders, M. R./Duncan, S. B. (1995). Empowering families: Policy, training, and research issues in promoting family mental health in Australia. *Behaviour Change*, *12*, pp. 109-121.
- Sanders, M. R./Glynn, E. L. (1981). Training parents in behavioural self-management: An analysis of generalization and maintenance effects. *Journal of Applied Behaviour Analysis*, *14*, pp. 223-237.
- Sanders, M. R./Lynch, M./Markie-Dadds, C. (1994). *Every parent's workbook: A positive guide to positive parenting*. Brisbane: Australian Academic Press.
- Sanders, M. R./Markie-Dadds, C./Tully, L./Bor, B. (2000). The Triple P-Positive Parenting Program: A comparison of enhanced, standard and self-directed behavioural family intervention for parents of children with early onset conduct problems. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, *68*, pp. 624-640.
- Sanders, M. R./McFarland, M. L. (2000). The treatment of depressed mothers with disruptive children: A controlled evaluation of cognitive behavioural family intervention. *Behaviour Therapy*, *31*, pp. 89-112.
- Sanders, M. R./Montgomery, D. T./Brechman-Toussaint, M. L. (2003). *The mass media and child behaviour problems: The effect of a television series on child and parent outcomes*. Unpublished manuscript, University of Queensland, St Lucia.
- Sanders, M. R./Shepherd, R. W./Cleghorn, G./Woolford, H. (1994). The treatment of recurrent abdominal pain in children. A controlled comparison of cognitive-behavioural family intervention and standard pediatric care. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, *62*, pp. 306-314.
- Schreibman, L./Kaneko, W. M./Koegel, R. L. (1991). Positive affect of parents of autistic children: A comparison across two teaching techniques. *Behaviour Therapy*, *22*, pp. 479-490.
- Serketich, W. J./Dumas, J. E. (1996). The effectiveness of behavioural parent training to modify antisocial behaviour in children: A meta-analysis. *Behaviour Therapy*, *27*, pp. 171-186.
- Taylor, T. K./Biglan, A. (1998). Behavioural family interventions for improving child-rearing: A review of the literature for clinicians and policy makers. *Clinical Child and Family Psychology*, *1*, pp. 41-60.
- Tschöpe-Scheffler, S. (2003). *Elternkurse auf dem Prüfstand. Wie Erziehung wieder Freude macht*. Opladen: Leske + Budrich.
- Tschöpe-Scheffler, S. (2004). Elternkurse im Vergleich. Menschenbilder, Inhalte, Methoden. *Theorie und Praxis der Sozialpädagogik*, *8*, S. 8-13.
- Tschöpe-Scheffler, S. (Hrsg.) (2005). *Konzepte der Elternbildung - Ein kritischer Überblick*. Opladen: Barbara Budrich.
- Turner, K. M. T./Markie-Dadds, C./Sanders, M. R. (1997). *Facilitator's manual for group Triple P*. Brisbane, Australia; Families International Publishing.
- Turner, K. M. T./Sanders, M. R./Wall, C. R. (1994). Behavioural parent training versus dietary education in the treatment of children with persistent feeding difficulties. *Behaviour Change*, *11*, pp. 242-258.

Una M. Röhr-Sendlmeier und Jenny Yun

Familienvorstellungen im Kulturkontakt: ein Vergleich italienischer, türkischer, koreanischer und deutscher junger Erwachsener in Deutschland

Family concepts of young adults in Germany: A comparison of Italian, Turkish and Korean migrants and their German peers

Zusammenfassung

In zwei Studien mit 215 Personen wurden die Vorstellungen zu Partnerschaft, Ehe und Familie von italienischen, türkischen und koreanischen jungen Erwachsenen der zweiten Migrantengeneration mit denen deutscher junger Erwachsener verglichen. In einer ersten Studie mit 115 Befragten der vier Ethnien, die repräsentativ nach dem Bildungsniveau zusammengesetzt waren, erwiesen sich die Voraussetzungen für eine Familiengründung und die antizipierte Rollenverteilung in der Familie als sehr unterschiedlich. So zeigten die italienischen und türkischen Erwachsenen eine starke Orientierung an familiären Traditionen und Werten, während die koreanischen und deutschen Teilnehmer die Individualität und die Rationalität des Einzelnen in den Vordergrund stellten. In einer zweiten Studie wurden weitere 100 Personen rekrutiert, um die Vorstellungen junger Erwachsener derselben ethnischen Gruppen mit Gymnasialbildung zu erhellen. Die Familienvorstellungen der jungen ausländischen Erwachsenen mit Abitur ähnelten denen der deutschen Untersuchungsteilnehmer. Vor allem italienische und türkische Frauen mit Gymnasialbildung zeigten signifikant andere Zukunftsvorstellungen als die entsprechenden Gruppen mit gemischten Bildungshintergründen.

Schlagworte: Migration, zweite Generation, Assimilation, Familienvorstellungen, Bildungsniveau, Geschlecht

Abstract

Concepts of partnership, marriage and the family of a total of 215 young adults of different cultural backgrounds in Germany are compared. In an initial study, 115 German and Italian, Turkish and Korean young adults of the second migrant generation were interviewed; their achieved educational levels were representative for each group. The prerequisites for establishing a family and the anticipated role allocation within the family turned out to be very different. The Italian and Turkish adults showed a strong orientation towards family traditions and values, whereas the Korean and German participants emphasized individuality and rationality of the individual. In a second complementary study, 100 young adults of the same ethnic groups, who now all had an educational level of comprehensive secondary school, were recruited to investigate the family concepts in these specific groups. The young migrants had developed similar family concepts to those of their German peers. Especially Italian and Turkish women with comprehensive secondary school education revealed significantly different perceptions of the future in comparison to the concepts of the respective

groups with mixed educational back-
grounds.

Key words: migration, second generation,
assimilation, family concepts, educational
level, gender

1 Einleitung

Generationsbeziehungen sind für das Verständnis von Familien ausländischer Herkunft aus zwei Gründen von besonderer Bedeutung: (1) Die meisten Eltern sind Arbeitsmigranten, die Mitte der 1960er Jahre als angeworbene Arbeitskräfte ursprünglich für einen zeitlich begrenzten Aufenthalt nach Deutschland kamen (Lajios 1998). Sie stammen aus Gesellschaften ohne ausgebautes System sozialstaatlicher Sicherung, in denen Absicherungen gegen die Risiken des Lebens zum größten Teil zwischen den Generationen innerhalb der Familien erbracht werden. (2) Die Migrationssituation selbst hat unmittelbare Auswirkungen auf die Generationsbeziehungen, lassen sich doch viele Migrationsziele nur im Generationenzusammenhang legitimieren und realisieren. In Migrantenfamilien sind intergenerative Beziehungen besonders hoch motiviert und stärker koordiniert, als dies in nichtgewanderten Familien in der Herkunfts- oder in der Aufnahmegesellschaft der Fall ist (Nauck/Niephaus 2001; Nauck 2002). Welche Vorstellungen von Partnerschaft, Ehe und der Gründung einer eigenen Familie haben junge Erwachsene in Deutschland vor unterschiedlichen Migrationshintergründen entwickelt?

Bisherige Studien beleuchten die Situation einzelner Migrantengruppen in Deutschland und Facetten wie die Eltern-Kind-Beziehung, die Partnerschaft oder die Bildungsmobilität (vgl. z.B. Seifert 2000; Straßburger 2000; Trommsdorff 2001; Vetter 2001; Nauck 2002; Gültekin 2003). Ein multivariater Zugang stellt die Ausnahme dar (etwa Weidacher 2000). Als moderierende Faktoren der Akkulturation sind nach dem Stressbewältigungsansatz von Berry (1997) das Alter, das Geschlecht, die Erziehung, die Migrationsmotivation, Erfahrungen in der Migrationssituation und die kulturelle Distanz etwa in Sprache und Religion sowie Faktoren der Persönlichkeit anzusehen. Was ist zu diesen Faktoren bislang bekannt?

Die *Bildungssituation* der zweiten Generation hat sich im Vergleich zu der ihrer Eltern deutlich verbessert. Auch wenn weiterhin große Defizite insbesondere auf Seiten italienischer und türkischer Schülerinnen und Schüler bestehen (Röhr-Sendlmeier 1992; Bürkner 1998; Schönplflug 2003), durchläuft inzwischen ein beachtlicher Teil von ihnen erfolgreich die Realschule (Mitteilung der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange der Ausländer 1997; Seifert 2000). Zwischen 1975 und 1997 stieg die Zahl der Studierenden türkischer Herkunft an deutschen Hochschulen von etwa 4.000 auf rund 21.000 (Schulze/Soja 2003). Die *Identitätsentwicklung* ausländischer Jugendlicher wird von der Familie und der Gruppe der Gleichaltrigen nicht immer in dieselbe Richtung gelenkt. Die Jugendlichen wollen nicht die Normen und Werte ihrer Eltern unreflektiert zum Inhalt ihres Lebens machen; sie wollen aber auch nicht die Ideale der Aufnahmegesellschaft unhinterfragt annehmen (Röhr-Sendlmeier 1990; Bratic/Viehböck 1994; Lajios 1998). Genau wie die deutschen Gleichaltrigen stehen die Migranten im jungen Erwachsenenal-

ter vor Aufgaben wie *Partnersuche*, Familien- und Existenzgründung (Peukert 1996; Krampen/Reichle 2002). In zwei vom Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung in Auftrag gegebene Repräsentativerhebungen (1986, 1996) wurden ausländische Eltern gefragt, ob sie damit einverstanden wären, wenn ihr Kind einen Deutschen oder eine Deutsche heiratete. 1995 bejahten mehr als 50% der türkischen (1985: 33%) und rund 90% der italienischen Eltern (1985: 65%) diese Frage. Die Akzeptanz interethnischer Ehen hat bei den befragten Gruppen nach diesen Zahlen stark zugenommen (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 1997). Dagegen fand Vetter (2001), dass türkische Eltern zu 66,5% „wahrscheinlich nicht“ oder „auf keinen Fall“ zustimmen würden, wenn ihr Kind einen deutschen Partner wählte; nur 4,5% würden dies „auf jeden Fall“ tolerieren. Nach dem 6. Familienbericht des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2000) kommen binationale Partnerschaften besonders häufig vor, wenn mindestens ein Partner das Abitur oder die Fachhochschulreife besitzt.

Ungefähr ein Drittel der verheirateten jungen *Italiener* in Deutschland ist mit einem *Ehepartner* verheiratet, der kein Italiener ist. Der Anteil national gemischter Partnerschaften ist noch höher, wenn außereheliche Formen der Partnerschaft betrachtet werden, aber ein Viertel der jungen Menschen italienischer Herkunft lehnt eine Partnerschaft mit einem oder einer Deutschen völlig ab (Weidacher 2000). Italienische Migranten zeigen einen starken Zusammenhalt der Familie und eine enge Verbundenheit mit der katholischen Kirche (vgl. Loriedo 1996). Generationsbeziehungen sind als emotionale Beziehungen organisiert, bei denen ein intergenerativer Transfer von Dienstleistungen, Geld und Gütern zwar vorhanden ist, diese jedoch nicht die Beziehung definieren (Nauck 2000). Italiener gelten bei Deutschen als nahe stehende Europäer mit großen kulturellen Ähnlichkeiten (Thränhardt 1998) und als soziokulturell gut integriert (Boos-Nünning/Karakaşoğlu 2005). Berry (1997) verweist auf den Zusammenhang zwischen unproblematischen Akkulturationserfahrungen und als unproblematisch empfundenen Verhaltensveränderungen im Leben der Migranten. Durch die große Anzahl der Landsleute, die ebenfalls in Deutschland ansässig wurden, waren für italienische und türkische Arbeitsmigranten auch Alternativen zur Assimilation an die deutschen Lebensverhältnisse gegeben. Die Akzeptanz der Aufnahmegesellschaft gegenüber den Migrantengruppen hängt u. a. auch von der ethnischen Dichte der Minorität ab: Je höher die Dichte in bestimmten Regionen und je größer die Minoritätengruppe ist, umso geringer ist die Wahrscheinlichkeit der Akzeptanz durch die Aufnahmegesellschaft (Schönpflug 2003).

Den *türkischen* Migranten wurde die Assimilation noch zusätzlich erschwert, wenn sie aufgrund der Ausübung der islamischen *Religion* andere als der deutschen Bevölkerung bekannte Lebensweisen im Alltag praktizierten (Özkara 1990; Zentrum für Türkeistudien 1994). Die Bindung an den islamischen Glauben ist bei den türkischen Familien in Deutschland aber sehr unterschiedlich (Atabay 1998) und es besteht eine breite Variation an Werten und Normen sowohl in der Eltern- generation als auch bei den Kindern (Merkens 1997). Insbesondere türkischen *Frauen* wird noch immer die größte Fremdheit gegenüber gesellschaftlichen Normen und Werten in Deutschland nachgesagt und trotz ihrer offensiven Haltung zur

Wanderung wurden sie in der Migrationsforschung bis in die 1990er Jahre hinein als eigenständig Handelnde weitgehend ignoriert (Gültekin 2003). In der Wahl der partnerschaftlichen Lebensformen verhalten sich türkische Frauen allerdings in der Tat häufig traditionell: Sie leben im Alter zwischen 21 und 25 Jahren bereits vielfach in ehelichen Gemeinschaften (vgl. Weidacher 2000; Münchmeier 2000; Fritzsche/Münchmeier 2000). Etwa 44% der jungen türkischen Erwachsenen haben einen Partner oder eine Partnerin anderer, meist deutscher Nationalität. Bei deutsch-türkischen Ehen muss jedoch bedacht werden, dass zunehmend Partner derselben Herkunft unterschiedliche Pässe haben. Tatsächlich kulturell gemischte Partnerschaften sind häufiger, wenn die Partner nicht-ehelich oder gar nicht zusammenleben. Fast 50% der jungen Türken lehnen eine Partnerschaft mit einem oder einer Deutschen ab (Straßburger 2000; Weidacher 2000).

Die Situation der *südkoreanischen* Arbeitsmigranten unterscheidet sich von der der italienischen und türkischen Familien in Deutschland. Ihre Anzahl ist deutlich kleiner. Vor allem die südkoreanischen Frauen, die als Krankenschwestern nach Deutschland kamen, wurden von ihrer eigenen Regierung geschickt, um ihre Qualifizierung zu verbessern oder wurden von kirchlichen Organisationen angeworben. Die Koreaner in Deutschland gehören zu 50-60% dem christlichen Glauben an (vgl. Yoo 1996). Das *Bildungsniveau* der meisten eingewanderten Koreanerinnen und Koreaner ist im Vergleich zu dem vieler anderer Migranten höher (Lee 1991). In asiatischen Gesellschaften sind *Eltern-Kind-Beziehungen* und damit zusammenhängende Entwicklungsaufgaben traditionell über die Lebensspanne hinweg klar strukturiert und eine stabile Eltern-Kind-Beziehung über die Lebensspanne ist selbstverständlich. Dabei gilt als hoher Wert die Kontinuität einer harmonischen Eltern-Kind-Beziehung mit klaren wechselseitigen Verpflichtungen: auf der einen Seite die elterliche Fürsorge, auf der anderen Seite die Loyalität und der Gehorsam der Kinder (vgl. z.B. Oerter/Oerter 1995; Trommsdorff 2001). In Deutschland konnten viele der traditionellen Normen und Werte nicht aufrechterhalten werden, auch aufgrund der Tatsache, dass die Frauen häufig den angeseheneren Beruf ausüben und mehr Geld verdienen. Die Kinder der koreanischen Migranten entwickeln dadurch, dass sie die deutsche Sprache lernen und zum Teil besser beherrschen als ihre Eltern, ein selbstbewussteres und kritisches Verhalten, als es nach koreanischer Tradition erwünscht ist (vgl. Schönflug 2003). Nach wie vor ist eine starke Leistungsorientierung innerhalb der koreanischen Familien zu erkennen. Über die Häufigkeiten und Art der interkulturellen Partnerschaften ist wenig bekannt (Lee 1990).

Sind vor dem skizzierten Hintergrund die Familienvorstellungen von italienischen, türkischen und koreanischen jungen Frauen und Männern denen deutscher Gleichaltriger ähnlich oder sind sie stärker von den Lebensformen und Überzeugungen ihrer Eltern beeinflusst? Hierzu sollen die folgenden Studien einige Antworten geben.

2 Studie 1: Familienvorstellungen von jungen Erwachsenen mit gemischten Bildungshintergründen

2.1 Methode

Für die Zusammenstellung der Stichprobe mit ca. 30 Teilnehmern je Ethnie wurden folgende Prämissen festgelegt:

- Die Probanden sollten zwischen 20 und 30 Jahren alt sein, weil die Lebensspanne des jungen Erwachsenenalters durch Prozesse des Herausfindens, Erkennens und der Anpassung gekennzeichnet ist (z.B. Krampen/Reichle 2002).
- Die ausländischen Probanden sollten der zweiten Generation angehören und seit ihrer Geburt oder ihrer frühen Kindheit (1. bis 3. Lebensjahr) in Deutschland leben.
- Sie sollten aus einem Elternhaus kommen, in dem beide Elternteile aus demselben Land stammen, damit davon ausgegangen werden kann, dass ihre Entwicklung zu Hause vor allem durch ihre Herkunftskultur und außerhalb der Familie vor allem von der deutschen Umwelt geprägt wurde. Bei den deutschen Befragten sollten systematische Einflüsse durch den Kontakt mit Mitgliedern anderer kultureller Gruppen ausgeschlossen sein.
- Da sich häufig der erreichte Bildungsstand der jungen ausländischen von dem der deutschen Erwachsenen unterscheidet und die Partnerwahl beeinflusst, waren die einzelnen Bevölkerungsgruppen nach ihrem Bildungsstand repräsentativ für die jeweilige Bevölkerungsgruppe in Nordrhein-Westfalen zusammzusetzen.

Die Daten des Landesamtes für Datenverarbeitung und Statistik NRW über die Schülerzahlen der Abschlussklassen im Schuljahr 1995/96 dienten als Orientierung zur Zusammenstellung der Stichprobe. Tabelle 1 zeigt, dass die angestrebte Repräsentativität – ausgedrückt durch den Zielwert – weitgehend erreicht wurde, und enthält Angaben zur Geschlechterverteilung der Probanden. 115 junge Frauen und Männer, die die genannten Prämissen erfüllten, konnten im Bereich Bonn, Köln und Leverkusen befragt werden. Alle italienischen Untersuchungsteilnehmer waren katholisch, alle türkischen gehörten dem Islam an. Von den deutschen Probanden waren 14, von den Koreanern 10 katholisch, 9 bzw. 17 waren Protestanten, 5 bzw. 2 waren konfessionslos.

Struktur und Aufbau des verwendeten Fragebogens orientierten sich zum einen an der 13. Shell Studie mit dem Thema „Jugend 2000“, zum anderen an einer Studie zu den verschiedenen Ansichten von deutschen, koreanischen und amerikanischen Personen zur Elternschaft (vgl. Böttcher 1998) sowie an einem zusammenfassenden Bericht über familiäre Erziehungsstile und die Sozialisation türkischer Kinder in Deutschland (vgl. Merkens/Schmidt 1997).

Tabelle 1: Zusammensetzung der Stichprobe in Studie 1 nach Schulbesuch und Geschlecht

	Hauptschule			Realschule			Gesamtschule			Gymnasium			Gesamt N (m/w)
	Zielwert		tat- sächl. N	Zielwert		tat- sächl. N	Zielwert		tat- sächl. N	Zielwert		tat- sächl. N	
	%	N		%	N		%	N		%	N		
Deutsche	25	7	6	27	8	8	17	5	4	31	10	10	28 (13/15)
Italiener	50	15	15	21	6	6	19	6	5	10	3	3	29 (14/15)
Koreaner	1	0	0	17	5	2	9	3	1	73	22	26	29 (13/16)
Türken	50	15	15	14	4	3	28	9	9	8	2	2	29 (15/14)
Summe			36			19			19			41	115 (55/60)

Ferner sind neue Fragestellungen und Antwortkategorien in den Fragebogen eingegangen. Probleme in Bezug auf den kulturübergreifenden Einsatz des Fragebogens (vgl. Horn 2003) traten nicht auf. Der Fragebogen mit 140 Items setzt sich aus fünf Teilbereichen zusammen: soziographischen Daten, Vorstellungen zur Partnerschaft, Vorstellungen zur Ehe, Angaben zur Herkunftsfamilie und Vorstellungen zur Familie, die man selber gründen möchte. Es wurden sowohl offene als auch geschlossene Frageformen verwendet. Unterkategorien der geschlossenen Fragen waren Mehrfachantworten, 5-stufige Likert-Skalen (1 = sehr hohe Ablehnung bis 5 = sehr hohe Zustimmung) und einfache Antworten. Das Ausfüllen des Fragebogens fand im Rahmen persönlicher Interviews statt, so dass bei Unklarheiten ein Ansprechpartner bereit stand.

Die gewonnenen Daten wurden sowohl deskriptiv, bivariat als auch multivariat untersucht. Die in varianzanalytischen Berechnungen als signifikant ($p < 0.05$) für die individuellen Vorstellungen ausgewiesenen Variablen wurden dahingehend überprüft, ob sie sich auch bei multivariater Betrachtung in logistischen Regressionsanalysen als entscheidende Faktoren durchsetzen konnten. Nur solche Befunde werden im Ergebnisteil detaillierter aufgeführt. Als mögliche Einflussfaktoren wurden mit Rückgriff auf den Stand der Forschung die soziographischen Variablen „Ethnie“, „Schulbesuch“, „Geschlecht“ und „Religion“ ausgewählt. Um noch klarere Profile der ethnischen Gruppen zu erhalten, wurde anschließend in einer explorativen, orthogonalen Faktorenanalyse überprüft, inwiefern die einzelnen Fragebogen-Items als statistisch zusammengehörig zu betrachten sind. War die Ladung der einzelnen Items ≥ 0.4 , wurden sie in die Betrachtung eingeschlossen. Mit Hilfe von sechs neu gewonnenen Kategorien wurden für alle Probanden die Mittelwerte dieser Faktoren berechnet und über einfaktorielle Varianzanalysen signifikante Unterschiede in den Bewertungen der einzelnen ethnischen Gruppen gesucht. Abschließend wurde der Einfluss des Geschlechtes auf die Bewertung der einzelnen Kategorien überprüft.

2.2 Ergebnisse

2.2.1 Vorstellungen zur Partnerschaft

Zu einer Partnerschaft mit deutschem Partner zeigten sich die koreanischen Befragten ($M = 3.79$) bereit, während sich die türkischen ($M = 3.03$) und italienischen ($M = 2.93$) Teilnehmer eher neutral äußerten: In der Regressionsanalyse ($F(2,84) = 3.56, p = 0.033$) wird die Zugehörigkeit als „Italiener“ ($T = 2.44, p = 0.017$) oder als „Türke“ ($T = 2.15, p = 0.034$) als Prädiktor ausgewiesen. Bei der Bewertung der „Voraussetzungen für eine gute Partnerschaft“ schätzten alle Teilnehmer die Items ähnlich ein. Lediglich bei dem Item „gleiche Religion“ ($F(4,110) = 5.87, p < 0.001$) wurde die Zugehörigkeit als „Deutscher“ ($T = 4.28, p < 0.001$) ($M = 1.76$), „Italiener“ ($T = 2.11, p = 0.037$) ($M = 2.52$) und „Koreaner“ ($T = 3.14, p = 0.002$) ($M = 2.17$) als Prädiktor ausgewiesen; nur den türkischen Probanden war die gemeinsame Religion als Voraussetzung für die Partnerschaft wichtig ($M = 3.24$). Zu den „Erwartungen an eine gute Partnerschaft“ wurden bei fünf Variablen signifikant unterschiedliche Bewertungen vorgenommen (siehe Tabelle 2). Als Prädiktor dominiert die ethnische Zugehörigkeit, auch wird das Geschlecht bedeutsam.

Tabelle 2: Signifikante Ergebnisse der Regressionsanalyse für den Bereich „Erwartungen an eine gute Partnerschaft“ in Studie 1 ($N = 115$)

Item	Beeinflussende Faktoren	T	p
Je länger eine Beziehung andauert, desto wahrscheinlicher wird eine Hochzeit.	Deutsche: $M=2.50$ (Koreaner $M=3.34$; Italiener $M=3.72$; Türken $M=3.82$)	4.28	< 0.001
In einer Beziehung sollte jeder ein gewisses Maß an Freiraum für sich behalten.	Italiener: $M=3.97$ (Türken $M=4.41$; Deutsche $M=4.57$; Koreaner $M=4.62$)	3.90	< 0.001
Ich fühle mich meinem Partner zu Ehrlichkeit und Treue verpflichtet.	Italiener: $M=4.90$ Türken: $M=4.82$ (Koreaner $M=4.52$; Deutsche $M=4.61$)	-2.98	0.004
		-2.97	0.004
Mich stört es nicht, wenn mein Partner mal ohne mich ausgeht.	Deutsche: $M=4.67$ (Italiener $M=3.48$; Türken $M=3.83$; Koreaner $M=3.97$)	-3.70	<0.001
Ich finde es gut, wenn die Frau ihren Partner mal zum Essen einlädt.	Koreaner: $M=4.17$ (Türken $M=4.48$; Italiener $M=4.52$; Deutsche $M=4.78$)	3.31	0.001
		-2.34	0.021
	weiblich: $M=4.62$ (männlich $M=4.35$)		

Die beeinflussenden Faktoren wurden von der Regressionsanalyse als signifikant ausgewiesen; die in Klammern gesetzten Daten sind zur Information ergänzt (1 = sehr hohe Ablehnung bis 5 = sehr hohe Zustimmung).

2.2.2 Vorstellungen zur Ehe

Die prinzipielle Bereitschaft zu einer bikulturellen Ehe war bei allen Befragten gegeben, unabhängig von der Ethnie. Zur Bedeutung und den Werten der Ehe lassen

sich dagegen unterschiedliche Bewertungen finden. Tabelle 3 enthält die ermittelten Ergebnisse. Neben der ethnischen Zugehörigkeit erwiesen sich die Schulbildung, die Religion und das Geschlecht als einflussreich. Auf die Frage, welche Voraussetzungen im Hinblick auf eine bikulturellen Ehe gegeben sein sollten, nannten die italienischen Untersuchungsteilnehmer bevorzugt eine „ähnliche Kultur des Partners“, die koreanischen „das Einverständnis der Eltern“ und die türkischen „dieselbe Religion“ und „das Einverständnis der Eltern“.

Tabelle 3: Signifikante Ergebnisse der Regressionsanalyse für den Bereich „Bedeutung und Wert von Ehe“ in Studie 1 (N = 115)

Item	Beeinflussende Faktoren	T	p
Ehe ist ein Symbol ewiger Treue.	Deutsche: M=3.54 (Koreaner M=4.00; Italiener M=4.44; Türken M=4.48)	2.88	0.005
Ehe bedeutet Sicherheit und Geborgenheit.	Christen: M=3.87 (Nicht-Christen M=4.36)	2.10	0.038
Die Ehe verbessert die Beziehung der beiden Menschen zueinander.	Hauptschule: M=3.31 Realschule: M=3.53 Gesamtschule: M=3.84 (Gymnasium M=2.78)	-2.26 -3.10 -3.51	0.026 0.002 0.001
	Deutsche: M=2.71 (Koreaner M=3.06; Italiener M=3.28; Türken M=3.90)	3.38	0.001
In einer Ehe muss man viele persönliche Wünsche zurückstellen.	Christen: M=2.85 (Nicht-Christen M=3.33)	1.99	0.049
Die Ehe ist ein ganz normaler Teil des Lebens, der zum Erwachsenenleben dazugehört.	Deutsche: M=2.00 (Italiener M=2.38; Koreaner M=2.72; Türken M=3.00)	3.09	0.003
	weiblich: M=3.18 (männlich M=2.83)	-2.80	0.006

Die beeinflussenden Faktoren wurden von der Regressionsanalyse als signifikant ausgewiesen; die in Klammern gesetzten Daten sind zur Information ergänzt (1 = sehr hohe Ablehnung bis 5 = sehr hohe Zustimmung).

Zur Perspektive der Eltern bezogen auf eine Ehe der Befragten finden sich die in Tabelle 4 aufgeführten Prädiktoren; bedeutsam waren hier die ethnische Zugehörigkeit, die Religion, die Schulbildung und das Geschlecht. Zur „Aufgabenverteilung in der Ehe“ und in der wahrgenommenen Übereinstimmung zwischen den Elternerwartungen und den eigenen Vorstellungen finden sich keine signifikanten Unterschiede zwischen den Untersuchungsgruppen. Zur Aufgabenverteilung im Elternhaus befragt, war die meistgenannte Aufgabe des Vaters „Geld verdienen“; die koreanischen Probanden hatten dies als gemeinsame Aufgaben der Eltern erfahren. In den anderen Gruppen waren die zentralen Aufgaben der Mutter „Hausführung“ und „Kindererziehung“, wobei letzteres auch gemeinsame Aufgabe der Eltern war.

Tabelle 4: Signifikante Ergebnisse der Regressionsanalyse für den Bereich „Perspektive der Eltern“ in Studie 1 (N = 115)

Item	Beeinflussende Faktoren	T	p
Es ist meinen Eltern wichtig, dass ich einen Partner aus unserer Kultur heirate.	Deutsche: M=2.03	5.19	< 0.001
	Italiener: M=2.93 (Koreaner M=3.44; Türken M=3.86)	2.35	0.021
Meine Eltern erwarten Enkelkinder.	Deutsche: M=3.29 (Koreaner M=4.38; Türken M=4.38; Italiener M=4.41)	4.82	< 0.001
Meine Eltern erwarten von mir, dass ich heirate.	Italiener: M=3.17	-4.50	< 0.001
	Türken: M=3.18	-4.50	< 0.001
	Koreaner: M=4.03 (Deutsche M=1.71)	-5.92	< 0.001
Meine Eltern erwarten von mir, dass ich meine persönlichen Interessen hinter die Interessen der Ehe/meines Partners stelle.	Christen: M=2.14 (Nicht-Christen M=2.94)	2.35	0.021
	Deutsche: M=1.75 (Koreaner M=2.28; Italiener M=2.55; Türken M=2.97)	2.86	0.005
	weiblich: M=2.10 (männlich M=2.71)	2.24	0.027
Für meine Eltern ist meine Heirat ein Zeichen meiner Reife.	Italiener: M=2.72	-4.50	< 0.001
	Türken: M=2.72	-4.50	< 0.001
	Koreaner: M=3.07 (Deutsche M=1.86)	-5.92	< 0.001
Meine Eltern bestehen darauf, bei der Partnerwahl mitzubestimmen.	Hauptschule: M=2.39 (Gesamtschule M=2.42; Gymnasium M=2.71; Realschule M=2.95)	2.29	0.024
	Christen: M=1.59 (Nicht-Christen M=2.00)	2.90	0.005
Meine Eltern bestehen darauf, bei der Partnerwahl mitzubestimmen.	Koreaner: M=2.34 (Deutsche M=1.11; Italiener M=1.34; Türken M=2.07)	-3.71	< 0.001

Die beeinflussenden Faktoren wurden von der Regressionsanalyse als signifikant ausgewiesen; die in Klammern gesetzten Daten sind zur Information ergänzt (1 = sehr hohe Ablehnung bis 5 = sehr hohe Zustimmung).

2.2.3 Gründung der eigenen Familie

Nach den Voraussetzungen zur Gründung einer eigenen Familie aus der Sicht der Probanden wurde unter den drei häufigsten Antworten von allen Gruppen „finanzielle Unabhängigkeit“ genannt. Die deutschen und italienischen Befragten gaben zusätzlich „Liebe“ und „emotionale Zufriedenheit“ an, die koreanischen den „richtigen Partner“ und „Entschlossenheit/Reife“ und die türkischen Probanden wollten die Voraussetzung „emotionale Zufriedenheit“ und „den richtigen Partner“ erfüllt wissen.

Als erwünschte Familienkonstellation gaben die italienischen und türkischen jungen Erwachsenen fast ausschließlich „Mann und Frau, als Ehepaar, mit Kin-

dern“ an, wohingegen die Deutschen und Koreaner sich auch andere Familienzusammenstellungen (unverheiratet, ohne Kinder oder allein Erziehender Elternteil) für die eigene Familiengestaltung vorstellen konnten.

„Kinder sind gut zur Festigung der Ehe.“ ($F(3,111) = 7.57, p < 0.001$) wurde von den deutschen Probanden ($M = 2.36$) ($T = 2.87, p = 0.005$) abgelehnt, während die ausländischen Probanden weder zustimmten noch widersprachen. Auch Frauen ($M = 2.67$) lehnten die Aussage eher ab ($T = 3.10, p = 0.002$) als Männer ($M = 3.38$), die dieser Sichtweise eher zustimmten. Bezüglich des Items „Kinder sind eine finanzielle Belastung.“ ($F(3,110) = 6.20, p = 0.001$) fand sich bei den Italienern ($M = 2.14$) die stärkste Ablehnung. Das Item „Kinder schaffen Probleme mit Nachbarn, auf Reisen und in der Öffentlichkeit.“ ($F(2,112) = 10.34, p < 0.001$) lehnten Christen ($M = 1.85$) ($T = 3.96, p < 0.001$) deutlich stärker ab als Nicht-Christen ($M = 2.75$).

Im Bereich „Kindererziehung“ wies die multivariate Überprüfung Prädiktoren aus, die die Ethnie und die Schulbildung betreffen. Hauptschüler ($M = 3.33$) stimmten der Aussage „Für die Entwicklung des Kindes ist es schlecht, wenn die Mutter berufstätig ist.“ ($F(1,113) = 7.35, p = 0.008$) eher zu als Absolventen anderer Schulformen. Das Item „Der Vater sollte eher das Vorbild für den Sohn sein als die Mutter“ ($F(2,112) = 3.23, p = 0.043$) lehnten die Koreaner ($M = 2.76$) weniger stark ab als die anderen Untersuchungsteilnehmer. Nur Deutsche ($M = 2.25$) und Italiener ($M = 2.24$) widersprachen der Aussage „In den ersten Lebensjahren braucht das Kind mehr die Nähe zur Mutter als zum Vater“ ($F(2,112) = 11.33, p < 0.001$). In den Erwartungen, die die Befragten an ihre eigenen Kinder hatten, unterschieden sich die Untersuchungsgruppen nicht voneinander; „Glück der Kinder“, „Erfolg in der Schule“ und „das Zurechtkommen mit anderen Kindern“ wurden am häufigsten angegeben.

Insgesamt setzte sich bei den 36 Regressionsanalysen 20 Mal „Ethnie“ als einflussreichster Faktor durch, 13 Mal als einzelne Variable und sieben Mal in Kombination mit „Geschlecht“, „Schulbesuch“ oder „Religion“.

2.2.4 Profilbildung

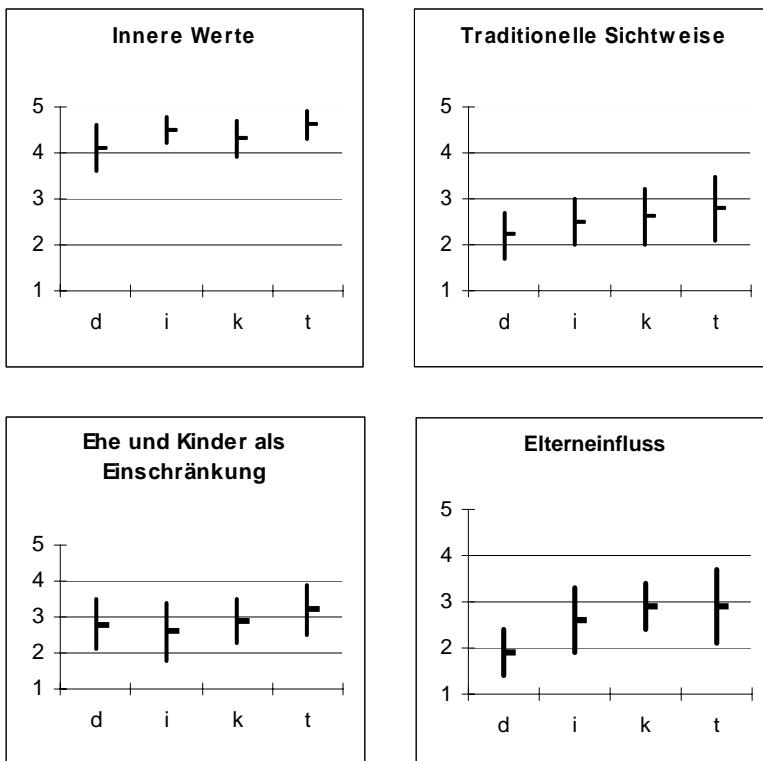
Die explorative Faktorenanalyse ergab sechs Faktoren, mit deren Hilfe genauere Profile der einzelnen ethnischen Gruppen spezifiziert werden sollten:

- „Innere Werte“ bezüglich Partnerschaft und Ehe: Toleranz, Ehrlichkeit, Treue, Kompromissbereitschaft, Unterstützung usw. als Voraussetzungen für Partnerschaft und Ehe;
- „Äußere Kriterien“ bezüglich Partnerschaft und Ehe: gleiche Religion, gute finanzielle Situation, gesellschaftliches Ansehen und Familienhintergründe des anderen als Voraussetzungen für eine gute Partnerschaft;
- „Traditionelle Sichtweise“ bezüglich Partnerschaft und Kindern: traditionelle Rollenverteilung in der Partnerschaft, der Ehe und bei der Erziehung der Kinder;

- „Kinder und Ehe als Einschränkung“ in der Selbstverwirklichung: z.B. „In einer Ehe muss man viele persönliche Wünsche zurückstellen.“, „Kinder lassen wenig Zeit für eigene Interessen.“, „Sie sind eine finanzielle Belastung“;
- „Emotionale Bereicherung durch Kinder“: Kinder machen Freude, bereichern das Leben;
- „Elterneinfluss“: Für die Eltern ist die Ehe ein Zeichen der Reife des Kindes, Eltern wollen bei der Partnerwahl mitbestimmen; sie erwarten Enkelkinder, usw.

Nach der Varianzanalyse unterscheiden sich die Probanden in der Bewertung bei vier von sechs Faktoren signifikant voneinander. Die Mittelwerte der Untersuchungsgruppen für diese Faktoren gibt Abbildung 1 wieder.

Abbildung 1: Mittelwerte für die Bereiche „Innere Werte“, „Traditionelle Sichtweise“, „Ehe und Kinder als Einschränkung“ und „Elterneinfluss“ in Studie 1 (N = 115).



(1 = sehr hohe Ablehnung bis 5 = sehr hohe Zustimmung; d = Deutsche, i = Italiener, k = Koreaner und t = Türken)

Der Post-hoc-Test (nach Scheffé) lässt bei „Innere Werte“ ($F(3,111) = 6.96, p < 0.001$) zwei mögliche Untergruppenbildungen zu. Zum einen können die deutschen in eine und alle ausländischen Probanden in eine zweite Gruppe gebracht werden; zum anderen können die italienischen und türkischen Untersuchungsteilnehmer eine und die deutschen und koreanischen die andere Gruppe bilden. Beim Faktor „Traditionelle Sichtweisen“ ($F(3,111) = 4.59, p = 0.005$) finden sich entweder die deutschen oder die türkischen jungen Erwachsenen in einer separaten Gruppe. Auch bei der Bewertung von „Kinder und Ehe als Einschränkung“ ($F(3,111) = 4.15, p = 0.008$) können die türkischen Befragten eine Gruppe für sich bilden, ebenso die Gruppe der italienischen Befragten. Bezogen auf den „Elterneinfluss“ ($F(3,111) = 16.58, p < 0.001$) unterscheiden sich die ausländischen Teilnehmer deutlich in ihrer Bewertung von den deutschen. Geschlechtsspezifische Unterschiede ließen sich nicht finden.

3 Studie 2: Familienvorstellungen von jungen Erwachsenen mit Abitur¹

In Studie 1 erwies sich neben der kulturellen Zugehörigkeit auch die Bildungsvariable als bedeutsam. Aufgrund der angestrebten Repräsentativität in den Bildungsvoraussetzungen wurden in den Gruppen der italienischen und türkischen Probanden größtenteils junge Erwachsene befragt, die die Haupt- oder Realschule besucht hatten, bei den Koreanern dagegen fast ausschließlich ehemalige Gymnasiasten. Die Geschlechtszugehörigkeit der Befragten erwies sich in den Regressionsanalysen ebenfalls als bedeutsam. Diese Ergebnisse legen die Vermutung nahe, dass sich mit einer weiterführenden Bildung im deutschen Schulsystem die Vorstellungen vom geplanten Leben als Familie verändern. Es kann angenommen werden, dass gerade junge Migrantinnen eine eher selbstbestimmte und weniger an Traditionen ausgerichtete Perspektive für ihre Zukunft realisieren möchten, wenn sie eine weiterführende Schule besuchten und damit größere Berufschancen erlangen konnten. Daher wurde eine ergänzende Stichprobe befragt, die es erlaubt, den Einfluss der Variablen Gymnasialbildung und Geschlecht systematisch zu untersuchen.

3.1 Methode

Weitere 100 Personen wurden befragt. Durch die Ausweitung der Stichprobe lagen nun Gruppen mit jeweils 20 Gymnasialabsolventinnen und jeweils 15 Männern mit Abitur aus allen vier Ethnien vor. Die Datenauswertung erfolgte zunächst wie in Studie 1. Um Effekte der Bildungsvariablen zu überprüfen, wurden die Daten

¹ Gefördert mit Mitteln für Frauenforschung der Universität Bonn. Wir danken Dipl.-Psych. Miriam Traunfelder insbesondere für die Datenerhebung bei den italienischen Abiturienten.

der Gymnasiasten mit denen der Abgänger der anderen Schultypen aus der ersten Studie verglichen.

3.2 Ergebnisse

Bei Konstanthalten der Bildungsvariablen nivellierten sich zahlreiche der zuvor gefundenen Ergebnisse, die bei der schulisch repräsentativen Stichprobe in Studie 1 gefunden worden waren. Andere Aspekte der Familienvorstellungen rückten im interethnischen Vergleich in den Vordergrund.

3.2.1 Vorstellungen zur Partnerschaft

Die Italiener mit Abitur ($M = 4.43$) befürworteten zwar am stärksten eine Partnerschaft mit jemandem aus dem Heimatland der Eltern ($F(3,101) = 14.26$, $p < 0.001$). Gleichzeitig sprachen sie ($M = 4.00$) sich aber gemeinsam mit den Koreanern ($M = 3.83$) stärker für eine Partnerschaft mit einem deutschen Partner aus als die türkischen Probanden ($M = 3.03$) ($F(3,101) = 5.98$, $p = 0.001$) und stärker als die Italiener ohne Abitur ($M = 2.93$) ($t(59) = 3.37$, $p = 0.001$). Die Items, die die Selbständigkeit und Gleichberechtigung der Partner enthielten, wurden von allen Männern und Frauen mit Gymnasialbildung in ähnlicher Weise befürwortend beantwortet.

3.2.2 Vorstellungen zur Ehe

Zum Themenkomplex „Bedeutung und Wert von Ehe“ war bei der Variablen „Die Ehe ist ein Symbol ewiger Treue.“ ($F(2,137) = 9.13$, $p < 0.001$) die Zustimmung der Deutschen ($M = 3.26$) wie in Studie 1 deutlich verhaltener als bei den ausländischen Befragten. In der Bewertung der Aussage „Die Ehe verbessert die Beziehung der beiden Menschen zueinander.“ ($F(1,138) = 5.25$, $p = 0.023$) ist die Gewichtung hier eine andere: Sowohl Italiener ($M = 2.86$) als auch Deutsche ($M = 2.66$) äußerten sich eher ablehnend. Die Deutschen ($M = 4.26$) stimmten dem Item „Die Ehe hält heute selten, bis dass der Tod sie scheidet“ ($F(2,136) = 4.52$, $p = 0.012$) stärker zu als die anderen Gruppen.

Zum Themenkomplex „Aufgabenverteilung in der Ehe“ ergaben sich – anders als in Studie 1 – nun einige signifikante Unterschiede zwischen den Untersuchungsgruppen. Sie sind in Tabelle 5 wiedergegeben. Bemerkenswert ist, dass bei jedem Item die Frauen signifikant anders antworteten als die Männer. Im Vergleich der Frauen untereinander zeigt sich, dass die deutschen Frauen mit Abitur die Aussage „Hausfrau und Mutter zu sein, kann eine Frau ausfüllen.“ ($M = 3.15$) eher bejahten, während die türkischen Frauen mit Abitur diese Aussage vehement ablehnten ($M = 1.85$). In Studie 1 war die Ablehnung dieses Items auf Seiten der türkischen Untersuchungsteilnehmer ohne Abitur überzufällig moderater ($N = 27$; $M = 2.75$) ($t(43) = -2.29$, $p = 0.027$). Dennoch sahen die türkischen Frauen mit Abitur eine Hochzeit durchaus als normalen Teil des Erwachsenenlebens an.

Tabelle 5: Signifikante Ergebnisse der Regressionsanalyse für den Bereich „Aufgabenteilung in der Ehe“ aus Studie 2 (N = 140)

Item	Beeinflussende Faktoren	T	p
Mann und Frau sollten in der Ehe gleichberechtigt sein und gemeinsam alle Entscheidungen treffen.	Deutsche: M=4.97 Italiener: M=4.83 (Türken M=4.43; Koreaner M=4.51)	-3.67 -2.62	< 0.001 0.010
	weiblich: M=4.80 (männlich M=4.53)	-2.37	0.019
Die berufliche Karriere des Mannes ist wichtiger als die der Frau.	Deutsche: M=1.43 Italiener: M=1.49 (Türken M=1.97; Koreaner M=2.17)	2.83 2.58	0.005 0.011
	weiblich: M=1.55 (männlich M=2.05)	2.67	0.008
Bei Meinungsverschiedenheiten zwischen Mann und Frau soll in jedem Fall der Mann entscheiden.	Türken: M=1.74 (Deutsche M=1.06; Italiener M=1.32; Koreaner M=1.46)	-2.92	0.004
	weiblich: M=1.06 (männlich M=1.83)	5.50	< 0.001
Bei großen finanziellen Entscheidungen hat der Mann das letzte Wort.	Deutsche: M=1.11 Türken: M=2.03 (Italiener M=1.43; Koreaner M=1.57)	2.13 -3.24	0.035 0.002
	weiblich: M=1.15 (männlich M=2.05)	6.47	< 0.001
Den Haushalt hat in jedem Fall die Frau alleine zu führen.	Deutsche: M=1.09 (Italiener M=1.49; Koreaner M=1.63; Türken M=1.83)	2.99	0.003
	weiblich: M=1.16 (männlich M=1.98)	5.13	< 0.001

Die beeinflussenden Faktoren wurden von der Regressionsanalyse als signifikant ausgewiesen; die in Klammern gesetzten Daten sind zur Information ergänzt (1 = sehr hohe Ablehnung bis 5 = sehr hohe Zustimmung).

Für den Bereich „Perspektive der Eltern“ unterschieden sich die ethnischen Gruppen bei denselben Items wie in Studie 1. Zusätzlich stimmten die Deutschen (M = 4.06), Italiener (M = 3.89) und Türken (M = 3.77) in Studie 2 dem Item „Es ist meinen Eltern lieber, ich lasse mich wieder scheiden, als dass ich unglücklich in meiner Ehe bin.“ stärker zu als die Koreaner (M = 3.12) ($F(2,136) = 7.23, p = 0.001$). Insgesamt veränderten sich die Bewertungen der einzelnen Gruppen im Vergleich mit den Werten aus Studie I nicht; somit kann an dieser Stelle auf eine detaillierte Darstellung verzichtet werden. Allerdings ist anzumerken, dass bei der multivariaten Überprüfung der Items häufiger als in Studie 1 Frauen als Prädiktor aufgezeigt wurden. Außerdem zeigten die deutschen und italienischen Probanden mit Abitur eine höhere Übereinstimmung mit den wenig traditionell geprägten Erwartungen ihrer Eltern ($F(3,135) = 4.70, p = 0.004$), während die koreanischen und

türkischen jungen Erwachsenen die Erwartungen ihrer Eltern an ein den Traditionen entsprechendes Verhalten stärker wahrnahmen und zugleich weniger mit diesen übereinstimmten.

3.2.3 Gründung der eigenen Familie

Ein Drittel der Italiener mit Abitur konnte sich als eigene Familienkonstellation vorstellen, unverheiratet mit Kindern zusammenzuleben. Dahingegen blieb bei den türkischen Probanden die gewünschte Familienkonstellation aus einem verheirateten Paar mit Kindern bestehen. Bezogen auf die „Kindererziehung“ blieb das Item „In den ersten Lebensjahren braucht das Kind mehr die Nähe zur Mutter als zum Vater.“ ($F(2,137) = 10.69, p < 0.001$) erhalten, dem die Deutschen ($M = 2.17$) und Italiener ($M = 2.83$) unverändert widersprachen. Bei den Items „Die Mutter sollte eher das Vorbild sein für die Tochter als der Vater“ ($F(2,136) = 6.31, p = 0.002$) und „Männer haben einfach nicht soviel Gespür für die Bedürfnisse von Kinder“ ($F(3,136) = 6,81, p < 0.001$) zeigte sich eine noch ablehnendere Einstellung der deutschen ($M = 1.89$ bzw. $M = 1.74$) und italienischen ($M = 2.21$ bzw. $M = 1.94$) Probanden. Zusätzlich wurden bei den beiden letztgenannten Items Frauen als signifikante Prädiktoren ausgewiesen.

Insgesamt setzten sich bei den Regressionsanalysen 18 Mal „Ethnie“ und 17 Mal „Ethnie“ in Kombination mit „Geschlecht“ als einflussreichste Faktoren durch.

3.2.4 Profilbildung

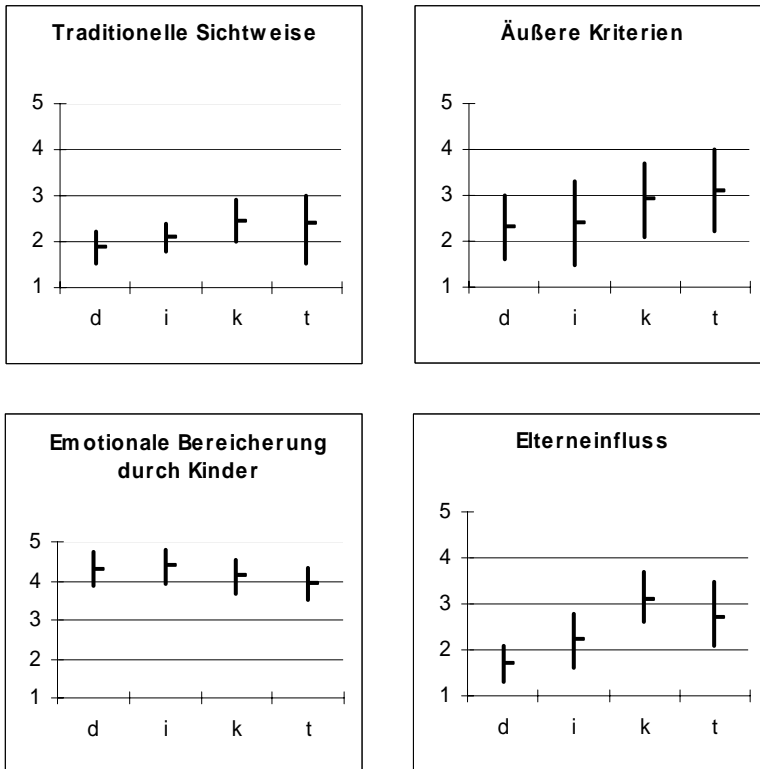
Nach der Varianzanalyse unterscheiden sich die Probanden mit Gymnasialbildung in der Bewertung der sechs Faktoren, wobei in drei Fällen das Geschlecht „weiblich“ als sehr bzw. hochsignifikanter Prädiktor ausgewiesen wird. Daher und weil auch nach den bisherigen Berechnungen die Frauen viel häufiger als in Studie 1 anders als die Männer urteilten, scheint es lohnend, die Teilstichprobe der Frauen mit Abitur genauer zu beleuchten. Hier nivellieren sich die unterschiedlichen Bewertungen zu den Faktoren „Ehe und Kinder als Einschränkung“ und „Innere Werte“. Die Mittelwerte der Frauenstichprobe zu den vier Faktoren, die zu signifikanten Unterschieden zwischen den Ethnien führten, sind in Abbildung 2 wiedergegeben.

Auffallend sind die Gruppenbildungen: deutsch/italienisch und koreanisch/türkisch. Für den Bereich „Traditionelle Sichtweise“ ($F(4,135) = 12.62, p < 0.001$) ergab sich bei den deutschen und italienischen Frauen eine hohe Ablehnung. Auch die Wichtigkeit der „Äußerer Kriterien“ ($F(3,130) = 8.23, p < 0.001$) für eine Partnerwahl wurde von den Deutschen und Italienerinnen signifikant stärker abgelehnt als von den anderen beiden Gruppen. Dem Faktor „Emotionale Bereicherung durch Kinder“ ($F(1,138) = 12.78, p < 0.001$) stimmten die deutschen und italienischen Probandinnen etwas deutlicher zu als die koreanischen und türkischen. Diese wiederum erlebten den „Elterneinfluss“ ($F(2,137) = 35.70, p < 0.001$) stärker.

Obwohl sich in beiden Untersuchungen sowohl signifikante geschlechtsspezifische als auch nationalitätenspezifische Unterschiede für die sechs durch die Fakto-

renanalyse ermittelten Faktoren ergaben, ließen sich varianzanalytisch keine Items finden, bei denen gleichzeitig das Geschlecht und eine bestimmte Ethnie als Einflussfaktoren wirksam waren.

Abbildung 2: Mittelwerte für die Bereiche „Traditionelle Sichtweise“, „Äußere Kriterien“, „Emotionale Bereicherung durch Kinder“ und „Elterneinfluss“ der Frauen in Studie 2 (N = 80).



(1 = sehr hohe Ablehnung bis 5 = sehr hohe Zustimmung; d = Deutsche, i = Italiener, k = Koreaner und t = Türken)

4 Diskussion

In Studie 1, in der die Stichproben repräsentativ nach dem erreichten Bildungsabschluss der jeweiligen kulturellen Gruppen in Nordrhein-Westfalen zusammengesetzt waren, gehen die Familienvorstellungen der untersuchten Ethnien zum Teil stark auseinander. Das Antwortverhalten der deutschen Probanden zu den Bereichen Partnerschaft, Ehe und Familie unterscheidet sich in verschiedenen Hinsichten von dem der anderen Probanden. So halten sie in den Bereichen „Partner-

schaft“ und „Ehe“ wenig an traditionellen Vorstellungen fest und die Eltern scheinen kaum bestimmte Erwartungen an eine mögliche Ehe und Familiengründung ihrer Kinder zu stellen. Dies bestätigt Befunde etwa bei Peukert (1996) oder Engstler (1997). In den meisten Fällen findet sich eine Reihung der Ähnlichkeit der Antworten von den deutschen zu den koreanischen, dann zu den italienischen und schließlich den türkischen jungen Erwachsenen, die sich insgesamt in ihren Bewertungen am stärksten von den Deutschen unterscheiden.

Bei den koreanischen Probanden, deren Vorstellungen zur Gleichberechtigung der Partner und der Familiengestaltung denen der Deutschen in vielen Hinsichten entsprechen, ist die Bereitschaft zur Partnerschaft mit Deutschen hoch. Allerdings ist ihnen das Einverständnis bzw. die Mitsprache der Eltern bei der Partner- und Ehepartnerwahl wichtig und verschiedene traditionelle Rollenbilder werden befürwortet: So wird ein Kind auch als Unterstützung im Alter gesehen und es wird davon ausgegangen, dass kleinere Kinder vor allem die Zuneigung der Mutter benötigten. Dieser Einfluss traditioneller Wertvorstellungen zeigte sich auch in einer vergleichenden Untersuchung mit koreanischen Elternpaaren in Korea und deutschen Eltern in Deutschland (Quaiser-Pohl 1999).

Die Italiener werden in der Literatur häufig als die Migranten mit der geringsten kulturellen Distanz zu Deutschen beschrieben und treten in vielen Untersuchungen als diejenigen auf, welche sich am deutlichsten für eine Partnerschaft mit einem deutschen Partner aussprechen (z.B. Boos-Nünning 1998; Granato 1998; Nauck 2000; Weidacher 2000). In der vorliegenden Untersuchung ist dagegen nur eine mäßig ausgeprägte Bereitschaft zur Partnerschaft mit Deutschen festzustellen. Als gute Voraussetzung für eine gelungene Beziehung betrachten die italienischen Migranten vor allem einen ähnlichen kulturellen Hintergrund der Partner; das Einverständnis der Eltern ist ihnen weniger wichtig. In der Kindererziehung werden beide Eltern als zentrale Bezugspersonen erachtet, wobei Kinder am wenigsten unter dem Aspekt finanzieller Belastung angesehen werden. In ihren Vorstellungen zur Partnerschaft, den wahrgenommenen Erwartungen ihrer Eltern sowie dem Wert, den sie einer Ehe zumessen, zeigen sich unerwarteter Weise viele Ähnlichkeiten mit den türkischen Untersuchungsteilnehmern. Diese betonen für Partnerschaft und Ehe noch stärker als die anderen Gruppen die Bedeutung von Werten wie Ehrlichkeit, Treue, Kompromissbereitschaft und gegenseitige Unterstützung. Sie lehnen Aussagen, die Kinder und eine Ehe als Einschränkung beschreiben, weniger deutlich ab als die anderen kulturellen Gruppen. Die Religion sehen sie als gewichtigen Faktor in allen Bereichen des Lebens an (vgl. z.B. Özkara 1990; Zentrum für Türkeistudien 1994; Atabay 1998).

Allen weiblichen Probanden scheint die Religion wichtiger zu sein als den männlichen; allerdings verneinen alle Frauen die Aussagen, die sich deutlich für eine klassische Rollenverteilung und eine traditionelle Vorstellung von Ehe aussprechen. Die Tatsache, dass „Geschlecht“ einen Einfluss auf das Antwortverhalten der Probanden hat, deutet auf eine geschlechtsspezifische Erziehung der Probanden hin. Innerhalb der ausländischen Familien wurde und wird eine solche anscheinend stärker praktiziert als in deutschen Familien. Lajos (1998) verweist im Zusammenhang mit dem Wandel der ausländischen Familien nach der Migration auf die stärker ausgeprägte Wertschätzung der Eltern von traditionellen Werten

und damit auch auf eine geschlechtsspezifische Erziehung. Beispiele für stark geschlechtsspezifisches Verhalten junger ausländischer Frauen lassen sich in der Literatur sowohl für Italienerinnen (vgl. z.B. Boos-Nünning 1998) als auch für Türkinnen (vgl. z.B. Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NRW 1990) der zweiten Generation finden.

Betrachtet man die Stichprobe im Hinblick auf die Religionszugehörigkeit, so zeigt sich für die Christen eine eher moderne Einstellung zur Eheschließung, Familiengründung und Einbeziehung der Eltern. Diese Tendenz lässt sich bei Keller und Gummerum (2003) wieder finden: In individualistischen Kulturen wie den christlich geprägten sind Autonomie, (emotionale) Unabhängigkeit und das Recht auf Privatsphäre zentrale Werte, die auch in der Sozialisation betont werden. Im Unterschied dazu wird das Verhalten von Menschen in kollektivistischen Kulturen stark beeinflusst von traditionell vorgegebenen Zielen, Einstellungen und Werten. Der Einzelne erlebt sich als eingebettet in ein Netz von hierarchisch geordneten sozialen Beziehungen, in denen persönliche Ziele denen der Gruppe nachgeordnet werden (vgl. Oerter/Oerter 1995; Schönplflug 2003).

Die jungen Erwachsenen mit Gymnasialbildung sehen z.B. die Ehe nicht als Indikator zur Verbesserung einer Beziehung an, während Hauptschüler z.B. die Berufstätigkeit der Mutter eher als ungünstig für die Entwicklung des Kindes einschätzen. Die Gymnasiasten scheinen eher in der Lage zu sein, ihre individuellen Lebensentwürfe unabhängig von etwaigen traditionellen Vorstellungen ihrer Eltern zu entwickeln. Dieser Befund korrespondiert mit der Assimilationstheorie von Berry (1992; 1997), nach der sich Individuen auch innerhalb einer ethnischen Gruppe in Bezug auf ihre Assimilationsstrategien in ihren Wertvorstellungen und ihrem aktuellen Verhalten unterscheiden. Aus Studien zum Einwanderungsverhalten verschiedener Migrantengruppen in Deutschland wurde ersichtlich, dass Assimilationsunterschiede wesentlich auf die unterschiedliche Verteilung von individuellen Ressourcen – insbesondere des Bildungsniveaus – zurückführbar sind (Nauck 2002; vgl. auch Badawia 2002).

Studie 2, in der alle Teilnehmer eine Gymnasialbildung hatten, bestätigt dies sehr deutlich. In Bezug auf die Selbständigkeit und Gleichberechtigung der Partner und eine weitgehende Unabhängigkeit der Lebensführung von den Erwartungen der Eltern lässt sich bei allen Befragten mit Abitur Zustimmung erkennen. Allerdings fällt diese bei den Deutschen und Italienern höher aus als bei den Koreanern und Türken. Differenzen zwischen den ethnischen Gruppen im Hinblick auf die Vorstellungen von Partnerschaft, Ehe und Familie sind vergleichsweise gering.

Geschlechtsspezifische Unterschiede treten bei den ehemaligen Abiturienten vor allem im Bereich der Aufgabenverteilung in der Ehe auf; die Frauen betonen noch stärker den Anspruch der Partnerin auf Berufstätigkeit, Mitsprache bei Entscheidungen und Entlastung von Haushaltspflichten. Betrachtet man nur die Frauen mit Gymnasialbildung, finden sich überwiegend Gemeinsamkeiten zwischen den ethnischen Gruppen, wobei die Vorstellungen der Italienerinnen besonders stark denen der deutschen Frauen ähneln. Traditionelle Auffassungen wie „Die Ehe ist ein ganz normaler Teil des Erwachsenenlebens.“ werden von ihnen gleichermaßen deutlich abgelehnt. Deutsche wie Italienerinnen sehen Kinder eher als emotionale Bereicherung als die beiden anderen Gruppen.

Die größten Unterschiede innerhalb der Frauenstichprobe liegen im Bereich der elterlichen Erwartungen, die von den deutschen Frauen als sehr gering, von den Koreanerinnen dagegen als gegeben wahrgenommen werden. Entgegen Studie 1 bestehen häufig Übereinstimmungen in den Familienvorstellungen von Koreanerinnen und Türkinnen. Es ist zu berücksichtigen, dass das Bildungsniveau der koreanischen Teilnehmer in beiden Studien fast identisch geblieben ist, während sich die beiden Stichproben der Türkinnen im Bildungsniveau stark unterscheiden. In Studie 1 ist bei den Koreanerinnen ein klarer Bezug zu traditionellen Werten vorhanden. Bei den Türkinnen mit Gymnasialbildung haben sich die Familienvorstellungen dagegen denen der anderen ethnischen Gruppen stark angenähert; die überwiegend traditionsorientierten Auffassungen sind nun stark gemildert. Äußere Kriterien wie eine gute finanzielle Situation und das gesellschaftliche Ansehen des Partners sind den Koreanerinnen und Türkinnen mit Abitur nicht ganz so unwichtig wie den deutschen und italienischen Frauen mit allgemeiner Hochschulreife. Auffällig bleibt bei den Türkinnen nach wie vor die Betonung der Religion: Auch wenn sie die Gleichberechtigung zwischen den Partnern betonen, ist dies nicht als Widerspruch zu einer persönlichen Bedeutsamkeit der Religion in Bezug auf die Ehe und die Weitergabe dieser Werte an die eigenen Kinder zu verstehen. Noch nicht geklärt werden kann, ob die hier gefundenen Einflüsse der Bildung auf die Familienvorstellungen sich möglicherweise auch im Heimatland finden lassen.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass in Studie 1 kein hohes Maß an Angleichung der jungen Ausländer mit Blick auf die Vorstellungen zu Partnerschaft, Ehe und Familie an die Lebensvorstellungen junger Deutscher gefunden werden konnte. Studie 2 zeigt, dass der biographische Faktor „Bildung“, insbesondere bei den jungen Frauen, einen entscheidenden Einfluss hat. Migrantinnen mit Gymnasialbildung unterscheiden sich nur wenig von den deutschen Gleichaltrigen. Dies wird am stärksten bei den Italienerinnen deutlich. Junge Koreanerinnen und junge Türkinnen zeigen sich noch eher den Traditionen verhaftet – die einen auf der Grundlage einer familienbezogenen asiatischen Tradition, die anderen aufgrund ihrer Bindung an den Islam. Studie 2 belegt, dass den Vertretern der jeweiligen Ethnien nur bedingt eng umrissene Familienvorstellungen zugeordnet werden können, die primär auf die deutsche Umgebung oder den Einfluss der Herkunftskultur zurückzuführen sind. In verschiedenen Variationen werden entweder eher traditionelle oder eher moderne Betrachtungsweisen von Partnerschaft, Ehe und Familie vertreten, die sich im Kulturkontakt aufgrund der eigenen ethnischen Zugehörigkeit, der Definition der eigenen Geschlechterrolle und der Bildungsbiographie entwickelt haben.

Literatur

- Atabay, I. (1998). *Zwischen Tradition und Assimilation. Die zweite Generation türkischer Migranten in der Bundesrepublik*. München: Lambertus Verlag.
- Badawia, T. (2002). „Der dritte Stuhl“. *Eine Grounded Theory- Studie zum kreativen Umgang bildungserfolgreicher Immigrantenjugendlicher mit kultureller Distanz*. Frankfurt am Main: IKO-Verlag.
- Berry, J.W. (1992). Acculturation and adoption in a new society. *International Migration*, 30, p. 70-76.
- Berry, J.W. (1997): Immigration, acculturation, and adaptation. *Applied Psychology: An International Review*, 46, p. 5-34.
- Boos-Nünning, U. (1998). Mädchen und junge Frauen italienischer Herkunft: Soziale und berufliche Situation. In: R. Alborino/K. Pölzl (Hrsg.). *Italiener in Deutschland. Teilnahme oder Ausgrenzung* (S. 94-109). Freiburg/Breisgau: Lambertus Verlag.
- Boos-Nünning, U./Karakaşoğlu, Y. (2005). *Viele Welten leben. Zur Lebenssituation von Mädchen und jungen Frauen mit Migrantenhintergrund*. Münster: Waxmann Verlag.
- Böttcher, A. (1998). *Wege in die Elternschaft. Familienentwicklungen im Kulturvergleich*. St. Augustin: Gardez Verlag.
- Bratic, L./Viehböck, E. (1994). *Die zweite Generation. Migrantenjugendliche im deutschsprachigen Raum*. Innsbruck: Studienverlag.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (1997). *Familien ausländischer Herkunft*. Berlin.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2000). *Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Leistungen, Belastungen, Herausforderungen. Sechster Familienbericht*. Berlin.
- Bürkner, H.J. (1998). Jugendliche Arbeitsmigranten in Deutschland. Perspektiven am Arbeitsplatz, in Schule und Familie. *Geographische Rundschau*, 49 (7-8), S. 418-422.
- Deutsche Shell (Hrsg.) (2000). *Jugend 2000. 13. Shell Jugendstudie*. Opladen: Leske + Budrich.
- Engstler, H. (1997). *Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik*. Bonn: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Fritzsche, I./Münchmeier, R. (2000). Mädchen und Jungen. In: Deutsche Shell (Hrsg.). *Jugend 2000. 13. Shell Jugendstudie* (S. 343-348). Opladen: Leske + Budrich.
- Granato, M. (1998). Italienische Jugendliche in der Bundesrepublik: Leben in der Migration zwischen Integration und Ausgrenzung. In: R. Alborino/K. Pölzl (Hrsg.). *Italiener in Deutschland. Teilnahme oder Ausgrenzung* (S. 127-146). Freiburg/Breisgau: Lambertus Verlag.
- Gültekin, N. (2003). *Bildung, Autonomie, Tradition und Migration. Doppelperspektivität biographischer Prozesse junger Frauen aus der Türkei*. Bonn: Leske + Budrich.
- Horn, R. (2003). *Probleme des interkulturellen Einsatzes von Fragebogen*. Landau: Verlag Empirische Pädagogik.
- Keller, M./Gummerum, M. (2003). Freundschaft und Verwandtschaft – Beziehungsvorstellungen im Entwicklungsverlauf und im Kulturvergleich. *Sozialer Sinn*, 1, S. 95-121.
- Krampen, G./Reichle, B. (2002). Frühes Erwachsenenalter. In: R. Oerter/L. Montada (Hrsg.). *Entwicklungspsychologie* (S. 319-350). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Lajos, K. (1998). Die allgemeine Situation ausländischer Familien in der Bundesrepublik Deutschland. In: K. Lajos. *Die ausländische Familie* (S. 13-23). Opladen: Leske + Budrich.
- Lee, J.-S. (1991). *Koreanischer Alltag in Deutschland*. Münster: Waxmann Verlag GmbH.
- Loriedo, C. (1996). Familie und Familientherapie in Italien. *Familiendynamik*, 21, S. 51-59.

- Merkens, H. (1997). Familiäre Erziehung und Sozialisation türkischer Kinder in Deutschland. In: H. Merkens/F. Schmidt (Hrsg.). *Sozialisation und Erziehung ausländischer Familien in Deutschland* (S. 1-100). Hohengehren: Schneider Verlag.
- Merkens, H./Schmidt, F. (Hrsg.) (1997). *Sozialisation und Erziehung ausländischer Familien in Deutschland*. Hohengehren: Schneider Verlag.
- Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NRW (1990): *Türkische Mädchen und Freizeit*. Düsseldorf.
- Mitteilung der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange der Ausländer (1997). *Integration oder Ausgrenzung? Zur Bildungs- und Ausbildungssituation von Jugendlichen ausländischer Herkunft*. Bonn.
- Münchmeier, R. (2000). Miteinander – Nebeneinander – Gegeneinander? Zum Verständnis zwischen deutschen und ausländischen Jugendlichen. In: Deutsche Shell (Hrsg.). *Jugend 2000. 13. Shell Jugendstudie* (S. 221-260). Opladen: Leske + Budrich.
- Nauck, B. (2000). Eltern-Kind-Beziehung in Migrantenfamilien - ein Vergleich zwischen griechischen, italienischen, türkischen und vietnamesischen Familien in Deutschland. In: Sachverständigenkommission 6. Familienbericht (Hrsg.). *Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Empirische Beiträge zur Familienentwicklung und Akkulturation* (S. 347-392). Opladen: Leske + Budrich.
- Nauck, B./Niephaus, Y. (2001). Intergenerative Konflikte und gesundheitliche Belastungen in Migrantenfamilien. In: P. Marschalack/ K. H. Wiedl (Hrsg.). *Migration und Krankheit* (S. 217-250). Osnabrück: Rasch.
- Nauck, B. (2002). Dreißig Jahre Migrantenfamilien in der Bundesrepublik. Familiärer Wandel zwischen Situationsanpassung, Akkulturation, Segregation und Remigration. In: R. Nave-Herz (Hrsg.). *Kontinuität und Wandel der Familien in Deutschland. Eine zeitgeschichtliche Analyse* (S. 315-339). Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Oerter, R./Oerter, R. (1995). Zur Konzeption der autonomen Identität in östlichen und westlichen Kulturen. In: G. Trommsdorff (Hrsg.). *Kindheit und Jugend in verschiedenen Kulturen* (S. 153-173). Weinheim: Juventa.
- Özkara, S. (1990). *Türkische Migranten in der Bundesrepublik Deutschland*. Frankfurt am Main: Dageyi.
- Peukert, R. (1996). *Familienformen im sozialen Wandel*. Opladen: Leske + Budrich.
- Quaiser-Pohl, C. (1999). Kindbezogene Einstellungen, Rollenauffassungen und partnerschaftliche Zufriedenheit junger Eltern aus Deutschland und Südkorea. In: B. Reichle/H. Werneck (Hrsg.). *Übergang zur Elternschaft. Aktuelle Studien zur Bewältigung eines unterschätzten Lebensereignisses* (S. 1-15). Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Röhr-Sendlmeier, U. M. (1990a). Zweitspracherwerb und personale Entwicklung. *Psychologie in Unterricht und Erziehung*; 37, S. 163-171.
- Röhr-Sendlmeier, U. M. (1990b). Social context and the acquisition of German by Turkish migrant children. *Journal of Multilingual and Multicultural Development*, 11, p. 377-391.
- Röhr-Sendlmeier, U. M. (1992). Der Schulunterricht für Migranten in Deutschland – Maßnahmen und bildungspolitische Konzepte von 1950 bis 1990. In: H. Macha/ H.-J. Roth (Hrsg.). *Bildungs- und Erziehungsgeschichte im 20. Jahrhundert* (S. 297-321). Frankfurt am Main: Lang.
- Schönpflug, U. (2003). Migration aus kulturvergleichender psychologischer Perspektive. In: A. Thomas (Hrsg.). *Kulturvergleichende Psychologie* (S. 515-541). Göttingen: Hogrefe.
- Schulze, E./Soja, E. M. (2003). Verschlungene Bildungspfade. Über die Bildungskarrieren von Jugendlichen mit Migrantenhintergrund. In: G. Auernheimer (Hrsg.). *Schieflage im Bildungssystem. Die Benachteiligung von Migrantenkindern* (S. 97-112). Opladen: Leske + Budrich.
- Seifert, W. (2000). Intergenerationale Bildungs- und Erwerbsmobilität. In: Sachverständigenkommission 6. Familienbericht (Hrsg.). *Familien ausländischer Herkunft in Deutsch-*

- land. *Empirische Beiträge zur Familienentwicklung und Akkulturation* (S. 49-86). Opladen: Leske + Budrich.
- Straßburger, G. (2000). Das Heiratsverhalten von Personen ausländischer Nationalität oder Herkunft in Deutschland. In: Sachverständigenkommission 6. Familienbericht (Hrsg.). *Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Empirische Beiträge zur Familienentwicklung und Akkulturation* (S. 9-48). Opladen: Leske + Budrich.
- Thränhardt, D. (1998). Inklusion und Exklusion: Die Italiener in Deutschland. In: R. Alborino/K. Plözl (Hrsg.). *Italiener in Deutschland. Teilhabe oder Ausgrenzung?* (S. 15-46). Freiburg/Breisgau: Lambertus Verlag.
- Trommsdorff, G. (2001). Eltern-Kind-Beziehungen aus kulturvergleichender Sicht. In: S. Walper/R. Pekrum (Hrsg.). *Familie und Entwicklung. Aktuelle Perspektiven der Familienpsychologie* (S. 36-62). Göttingen: Hogrefe.
- Vetter, S. (2001). Partnerwahl und Nationalität. Heiratsbeziehungen zwischen Ausländern in der Bundesrepublik Deutschland. In: T. Klein (Hrsg.). *Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe* (S. 207-232). Opladen: Leske + Budrich.
- Weidacher, A. (2000). Lebensformen, Partnerschaft und Familiengründung. Griechische, italienische, türkische und deutsche junge Erwachsene. In: Sachverständigenkommission 6. Familienbericht (Hrsg.). *Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Empirische Beiträge zur Familienentwicklung und Akkulturation* (S. 193-228). Opladen: Leske + Budrich.
- Yoo, J.-S. (1996). *Koreanische Immigranten in Deutschland*. Hamburg: Verlag Dr. Kovak.
- Zentrum für Türkeistudien (1994). *Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland*. Opladen: Leske + Budrich.

Eingereicht am: 16.02.2005

Akzeptiert am: 02.05.2005

Anschrift der Autorinnen

Prof. Dr. Una M. Röhr-Sendlmeier
Jenny Yun, M.A.

Institut für Psychologie
Abt. Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie
Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn
Römerstr. 164
D- 53117 Bonn

Email: roehr-sendlmeier@uni-bonn.de
jenny.yun@psychologie.uni-bonn.de

Vincent Kaufmann and Eric D. Widmer

Motility and family dynamics: Current issues and research agendas

Mobilitätskapital und Familiendynamik: Gegenwärtige Forschungslage und Desiderata

Abstract

Mobility capital or “motility“ is an essential part of social integration in very modern societies, that, in turn, experience an increase in the number of ways in which people can move through time and space, and thereby ensure the simultaneous presence of human beings or actors. Today, strategic choices and mobility differentiations have taken the place of spatial constraint. We argue that motility is a good basis for the analysis of motivations, decision-making processes, and constraints that dominate the use of space. In doing so, we intend to show that, far from being a purely personal trait that essentially depends on innate skills or individual strategies, motility is construed within the family sphere. As such, it is a factor of the motivations that govern the functioning and the structures of the family sphere. After presenting the concept of motility and illustrating its implications for family life as well as for its spatial manifestations, we take a look at the effects of both family structures and family functioning on the acquisition of motility and on the point in time children leave home. We continue with an exploration of the links between residential location and the tensions that these links can produce between the residential context and the functioning of the family. As a conclusion, we take a renewed look on the spaces that are occupied by the family in light of our research findings.

Key words: mobility capital, motility, spatial constraints, family sphere, residential location

Zusammenfassung

Das Mobilitätskapital oder die „Motilität“ ist ein essentieller Bestandteil der sozialen Integration in sehr modernen Gesellschaften, in denen die Zahl der Möglichkeiten, sich durch Raum und Zeit zu bewegen, zunimmt. Dadurch wird die simultane Präsenz von Menschen bzw. sozialen Akteuren sichergestellt. Möglichkeiten der strategischen Auswahl und Differenzierungen in der Mobilität sind heute an die Stelle der räumlichen Beschränkungen getreten. Es ist unser Argument, dass die Motilität eine gute Ausgangsbasis ist für die Analyse der Motivationen, der Entscheidungsprozesse und der Beschränkungen, die die Nutzung des Raumes bestimmen. Wir beabsichtigen dadurch aufzuzeigen, dass Motilität sich innerhalb der Familiensphäre konstituiert und keinesfalls ein reines Persönlichkeitsmerkmal ist, das wiederum von angeborenen Fähigkeiten oder individuellen Strategien abhängt. Somit ist die Motilität ein Motivationsfaktor, der das Funktionieren und die Strukturen der familialen Sphäre bestimmt. Nach Vorstellung des Motilitätskonzeptes und Darstellung der Implikationen, die sich daraus ergeben, werfen wir einen Blick auf die Effekte, die die Familienstrukturen und die Funktionsweise der Familie auf dem Erwerb der Motilität sowie auf dem Zeitpunkt haben, zu dem die Kinder das Eltern-

haus verlassen. Danach untersuchen wir die Zusammenhänge zwischen dem Wohnort und dem Motilitätserwerb und den Spannungen, die diese Zusammenhänge zwischen Wohnkontext und dem Funktionieren der Familie hervorrufen können. In unserer Schlussfolgerung werfen wir im Lichte unserer Forschungsergebnisse nochmals einen

Blick auf die Räume, die von der Familie besetzt werden.

Schlagnworte: Mobilitätskapital, Motilität, räumliche Beschränkungen, Familiensphäre, Wohnort

The capital asset of mobility – or “motility” – is an essential aspect of social integration in highly advanced societies, which are experiencing a multiplication of the ways in which people can travel through time and space (Urry 2000). Spatial restrictions of the recent past have been replaced by strategic choices and differentiation between types of mobility. In addition, technological and social innovations are continually widening the realm of possibilities for mobility, with the result that individuals and social groups are constantly expected to adapt to these changes. This requires various skills and resources which may be related with the way families function.

Several research endeavours have demonstrated that in the job market where flexibility is a prized asset, motility is a key resource for the career of anyone aspiring to upward mobility (Hofmeister 2005; Kaufmann et al. 2004; Lévy 2000; Schneider et al. 2002). Mobility is also shown to be an important aspect of everyday life. The combination of transportation modes (car, airplane, walking) and forms of mobility (physical, virtual, telephone, SMS...) has become key in a context in which the activity spheres within a single day have increased in number and spread farther apart. Such combination is used as a resource to ward off the spatial and temporal incompatibilities that actors must contend with (Flamm 2004).

Beyond the above observations, relatively little is known about the way in which people acquire motility. Using the hypothesis that motility is a good means of analysing people’s motivations (Montulet 2000), their decision-making processes and the restrictions that prevail in the utilisation of space, we intend to show that far from being a purely individual trait that depends mainly on innate strategies or skills, motility is a by-product of family structures and family functioning. Although research on mobility capital and the family is still in its early stages, the aim of this contribution is to propose key hypotheses about the interactions between the two dimensions.

We first introduce the concept of motility and illustrate its implications on family life and its spatial forms. Then, we consider the effects that family structures and functioning have on the acquisition of motility. Third, we explore the links that exist between residential location and the acquisition of motility, and the tensions that these links generate between the residential context and the functioning of the family. We will conclude by examining the spaces occupied by families in light of the research presented.

What is motility?

Motility can be defined as the way in which an individual or group takes possession of the realm of possibilities for mobility and uses them. According to Lévy (2000) and Remy (2000), we can break down motility into factors having to do with accessibility (generally speaking the conditions under which the available supply can be used), skills (that are required to use the available supply), and appropriation (estimation of the options).

- *Accessibility* concerns service. It deals with all the financial and spatial-temporal conditions necessary for the available means of transportation and communication to be used.
- *Skills* are related to socialisation. There are two particularly important aspects of skills: the acquired know-how that allows someone to get around, and organisational skills, such as the way in which one sets out one's activities in time and in space, and how they are planned (ahead of time, by reaction, etc.).
- *Appropriation* refers to what actors make of the mobility options to which they have access. Appropriation, therefore, is about strategies, values, perceptions, and habits. Appropriation is notably formed by the assimilation of standards and values.

These three aspects form a system; they occur together and cannot be studied separately, as in the example of how a child acquires motility – a key element of family life which develops in stages rather than in a straight line (Bozon/Villeneuve-Gokalp 1994; Kegerreis 1993; Klöckner 1993). The process begins when the child is learning to walk, and continues when permission is given to play unaccompanied at a friend's house. It goes on with travelling alone in the daytime, and then in the evening. At each stage, there is the potential for negotiation (de Singly 2001; Depras 2001), but the terms often differ according to the sex of the child. The process of acquiring spatial autonomy, which leads to motility, illustrates the systemic nature linking its dimensions.

Travelling alone implies *access* to means of transport. However, although motorised means of transportation are very much in the forefront of children's minds as a symbol of freedom, children can only use such means of transport as passengers: their *appropriation* therefore takes place through play. We should nevertheless keep in mind that means of transport come with various social representations. While the automobile is highly prized (Pervanchon et al. 1991), as is the motorcycle, public transportation retains an undesirable social representation because of the restrictions imposed by its routes and schedules, and because it involves travelling with other people (Kaufmann 2000). These social representations can condition children's demands in the area of transportation, and will be the focus of negotiations between them and their parents over acquiring the *skills* that will allow them to master a motorised vehicle, and subsequently the purchase or availability of a vehicle. For that matter, in terms of *appropriation*, learning to drive is a unique time in the relationship between young adults and their parents: on the one hand, driving lessons restore parental authority and on the other, they foster a rela-

tionship of mutual trust (Pervanchon 2002). Using transportation unaccompanied as a teenager involves transgressions of societal rules with varying degrees of parental approval, tolerance, or tacit encouragement, depending on the mode of family functioning. These transgressions range from tampering with the engines of mopeds or scooters, to speeding in a car, reckless behaviour on a motorcycle, and riding on public transport without paying.

Another point is that the objective of motility does not necessarily lead to mobility; it can remain a potential. Moreover, when it does become mobility, it can do so in a variety of ways. These forms are interlinked and related to specific social temporal realities: the day and the week for daily mobility, the month and year for trips, the year and life cycle for residential mobility, and life history for migration. They also involve intermediate temporal realities, as is the case for the hybrid forms of mobility currently in formation, such as multiple residences (Kaufmann 2002); these different forms of mobility have reciprocal effects on one another.

Motility enables the relationship to time and space and its social construction to be described by focusing on the actors; it takes on different forms and may or may not be transformed into different types of mobility. To summarize, the concept of motility provides a fresh way of recombining the scattered pieces of puzzle of mobility research.

The effect of family structures and family functioning on motility

Contrary to the dominant tendency in research to consider motility as a purely individual asset, it is necessary to stress that motility may be acquired at home (Le Breton 2002; Limmer 2004), notably through negotiation and the transfer of resources between parents and children. We hypothesize that motility depends on both the day-to-day functioning of the family and the structures of the family. In this respect, three dimensions of family functioning are believed to have very direct implications for motility (Widmer/Kellerhals/Levy 2003).

- *Autonomy/fusion* refers to the amount of individual resources that are controlled by the family as a whole. It refers to the degree to which these resources are shared, but also the extent to which the members of the family unit allow their use to be put under the control of the family as a group. In its extremes, this area defines two very different methods of cohesion, the first based on the values of consensus and similarity, and strongly opposes differences and divergences among family members, while the second by contrast emphasises the values of maintaining individual specificities; in that case, a good family is one in which there are dialogue and exchange over these particularities rather than concern over resemblance (Kellerhals 1987; Kellerhals et al. 1984; Roussel 1980; Widmer et al. 2003; Widmer/Kellerhals/Levy 2004a).
- *Openness/closure* with respect to the outside world refers to how the family unit seeks or restricts contact with the outside (Reiss 1971). The end cases identified in this respect are on one side, extreme openness (i.e., the external world is perceived as a key component of the internal functioning without

which the family unit is seen as being threatened with suffocation), and on the other side, extreme withdrawal (i.e., restricting contact with the outside world is seen by the family as being absolutely necessary to maintain internal models) (Kantor/Lehr 1975; Widmer et al. 2004a). In the latter case, the outside world is perceived as a threat to the unit, either because it fosters a kind of ideological competition (different ways of thinking and doing things), or because it causes rash emotional or material expenditure.

- *Regulation* deals with how the family members coordinate. At one extreme, regulation is mainly prescriptive; general rules, sometimes followed ritualistically, mark out everyday life. Roles of spouses or partners are clearly split: Men are centred on work-related activities and women on the home and children. Open conflicts are avoided as much as possible, even at the expense of self-expression. At the other end of the continuum, family regulation is based essentially on open communication. The family members seek to agree on the significance of an event or situation by adapting their reactions – which are quite varied and strongly negotiated – to each case (Kellerhals et al. 1984). The negotiation process appears to be more important than the result; the main family goal is dialogue rather than consensus. The emphasis on the rights and duties corresponding to a status (wife, husband, child, oldest, youngest, boy, or girl, etc.) is cast aside. A great deal of flexibility is required for the arrangements of daily life.

We hypothesize that these three key dimensions of the functioning of the family have an impact on motility. Although research on the link between family dynamics and spatial mobility is still deficient, some partial results do suggest that these dynamics generate accessibilities, skills, and appropriations that are specific and unequal in terms of mobility.

In families that give priority to individuals over the group, developing the children's capacity for self-regulation is considered of primary importance (Kellerhals/Montandon 1991). Children must very quickly learn to make choices, and also to build individual strategies and take responsibility if they fail – and this in all areas of daily life. There is, in that case, a lot of latitude for negotiation, which is encouraged by the parents. This attitude is then reflected in how mobility is managed. Families oriented towards independence place greater value in the fact of a child being able to travel on his own without the need for family resources; they tend to allow their children more independence in their choice of destinations and trips, and control their schedules less. Some research on family socialisation, which includes spatial skills indicators, tends to suggest that these children learn to develop individual skills to manage the space outside the immediate family sphere faster. Therefore, families who adopt a contractual style of socialisation, in which independence is valued, promote higher scores among preteens for individual competence in managing space¹ (Kellerhals/Montandon/Ritschard 1992). By contrast,

¹ The space management indicators used in this study are as follows: „identify dangerous places in his environment” and “decide until what time to stay out in the evening” (Kellerhals/Montandon/Ritschard 1992).

those families who give priority to the group and to the collective dynamic seek to make their children dependent on the family means of mobility: their intention is to make travel time into collective time that the family will share, and they are more involved in the process of selecting the destinations and routes of their children. The mobility skills developed here, therefore have much more to do with the family than the individual – a mobility that some people, in referring to individuals in precarious situations, have called “dependent” (Le Breton 2002). From a different perspective, Olson and his colleagues have underlined that moderate levels of togetherness and separateness between family members are correlated with a higher level of autonomy of children while keeping their closeness with parents (Olson 1986; Peterson/Hann 1999).

The family’s relationship to the outside world is also closely related to motility. In families that are relatively isolated, the mobility of individual members is regarded with suspicion, as it is seen as a real threat for both the child and the family dynamics as a whole. External activities implying new friends, or classmates unknown to the parents, are all perceived with mistrust (Kellerhals et al. 1984). In such cases, outside trips are limited; visits to friends, classmates, and others are carefully controlled; and the child is allowed to visit only certain places with very specific instructions as to the routes to take. In this context, it can be hypothesized that the preferred residential location will be suburban, which will allow for such control since the child’s mobility independence is *de facto* not an issue. Similarly, according to the same hypothesis, certain means of transport, such as the automobile will be given preference – in fact those means that will precisely allow the family to maintain a fence even beyond the walls of their home. By contrast, families who value communication with their environment will push their children and teenagers to actively occupy space, to appropriate places, and to develop the skills that will allow them to make the most of their relationship with space. We hypothesize that these families will choose residential locations with a wealth of nearby amenities, allowing their children to integrate into their surroundings and to socially appropriate the city.

Finally, valuing a prescriptive type of regulation is associated with the strict control of a child’s daily activities that belongs to a style of socialisation referred to as “authoritarian”, according to Baumrind’s classical typology (1971). This case involves very tight control over all of the child’s activities, notably those that involve doing things outside the family: outings are limited and strict curfews are imposed; the territory of outings is monitored and restricted. Moreover, in this style, the degree of independence permitted depends heavily on the child’s status. The external activities of girls, for example, are monitored more closely than those of boys (de Singly 2001; Buffet 2002). It can therefore be assumed that the inequality of accessibilities, skills, and appropriations between the sexes and among different age groups will affect these aspects more than in other cases. Motility in such families, supposedly, then becomes a power game, in which a child or teenager must under no circumstances be allowed to escape from parental authority.

However, the terms “control” and “monitoring” must be distinguished from one another, the latter referring more to the “support” aspect of socialisation that is expressed through attention, interest, and regular communication between parents

and children – especially with respect to mobility. A great deal of the research – especially in the Anglo-Saxon world – has shown that monitoring is an important aspect of life course development (Bogenschneider/Small/Tsay 1997; Lamborn et al. 1991).²

In families based on contractual regulation, the independence of children and teenagers is seen more as an object that must be negotiated to account for the interests, desires, and sometimes contradictory activities of each person. The idea of openness to reflexive opportunities that is increasingly becoming a part of everyday life in progressively modern societies, surfaces here again (Flamm 2004). The influence of a child's sex or age is less strong, and the issue is rather to try to match projects that sometimes conflict with one another, for instance when parents want to go to the cinema and their child is invited to a birthday party some distance away. In order to resolve such complex situations, each person is encouraged to develop mobility skills that allow him or her to sit at the negotiating table with a card in hand. While negotiation is at the heart of the process of acquiring motility, as we emphasised above, motility may assume very distinct forms and unequal intensity depending on the importance attributed within the family environment to individual independence or collective integration (Widmer et al. 2003).

The examples that have just been given suggest that dimensions of family functioning are related to the acquisition of specific forms of motility. Former research shows that these dimensions (“autonomy/fusion”, “openness/closure”, and “negotiation/status”) are relatively orthogonal with respect to one another (Widmer et al. 2004a). Their presence in specific styles of family interaction should therefore further increase the effect on motility described above. We can then assume that the children in a family that is simultaneously closed, fusional, and status oriented (a type known as a “Bastion”) would have more restricted motility than those in an open family where independence is prized and the level of statutory regulation is relatively low. Unfortunately, there are no studies that analyse the combined effects of these aspects of family functioning on motility. Finally, an important point is that these aspects are quite closely linked to the family's financial and cultural resources: when these are plentiful, independence, openness to the outside world, and negotiated regulation are given priority; whereas few external resources result in family closure, priority of the group, and a more traditional regulation (Widmer et al. 2004a). The style of family interactions therefore undoubtedly explains in part the variations in the social distribution of motility, which is more concentrated at the top than at the bottom of the social scale, and especially when it comes to the differences in motility with respect to content (Kaufmann 2002).

Family structures, in addition to family functioning, affect motility, with certain structures producing higher mobility potential. In many cases, having divorced parents creates the necessity for a child to navigate between two households (Anthony 1987; Kaufmann/Flamm 2003). A structural incentive to be mobile therefore

² Parental monitoring implies active communication between parents and children or teenagers. It is characterised by items such as: „When I go out at night, my parents know where I am” (Small/Kerns 1993) and „If my child will be coming home late, he lets me know” (Bogenschneider/Small/Tsay 1997).

exists in this type of family (Fagnani 2000), which expresses itself in different practices: the research carried out on this subject shows that children in shared custody situations have more freedom with respect to going out (Decup-Pannier 2000). Nevertheless, two substantially different family situations exist following a divorce (Le Gall 1996; Martin 1997). In the first, which is over-represented in the working class, divorce leads to a complete rupture, with the woman and children on one side, and the man on the other. In case of remarriage, the new husband meets the majority of needs previously met by the former spouse. In the second case, which is the most common occurrence in families with a high level of cultural and financial resources, divorce does not lead to a break-down of the relationship between the former spouses; instead, the relationship between the children and the parent without custody remains relatively active, and the spouse of the custodial parent plays much more of a complementary role rather than that of a substitute. In this second case, the former spouses often choose their residential locations to facilitate access to both “homes” to the children. The individuals then acquire mobility skills that allow them to manage this more complex family space, in a dynamic that combines more or less harmoniously individual incentives with collective motivations. Divorce and reconstituted families therefore affect the acquisition of motility differently, depending on the social and cultural resources at the disposal of the family. It can be assumed that they reinforce the trend among poorer families towards non-motility and the trend among wealthy families towards motility.

Motility and leaving home

Sociological research on children leaving home has been strongly influenced by Parsons’ structural and functionalist perspective. According to this perspective, leaving home is often interpreted as an irreversible and fundamental break in the relational dynamics of the family. It marks the separation from the family of origin (or “family of orientation”) and the constitution of a new family unit (“the family of procreation”) that is functionally independent and thus capable of responding to market demands by greater residential mobility (Parsons 1949). The more capitalism expands, the more the independence of family units, which is both the cause and the result of geographical mobility, increases. In this context, fostering the motility of teenagers within their family of orientation is seen as prolegomenous to their departure from their parents’ home. In other words, the family supposedly gives more and more freedom to teenagers in order to socialize them to the spatial independence that they will inevitably experience as young adults.

This thesis is undoubtedly valid to a certain extent, but it can be criticised for failing to distinguish motility from mobility. While it is true that the acquisition of motility within the family of origin allows individuals to adapt more functionally to the imperatives of spatial mobility that characterise modern societies (Giddens 1992), it does not necessarily lead to children leaving home earlier or more definitely. Since the 1960s the average age at which children leave home has remained stable, and has even increased (Galland 1991; Gokalp 1981; Villeneuve-Gokalp 2000); instead, this shows that modern societies do not lead to stronger breaks with

the family of origin from a spatial point of view. On the contrary, recent trends indicate that interdependence between parents and children is being reinforced in spite of the spatial distance – yet another sign that motility plays an essential role in family dynamics (Villeneuve-Gokalp 1997).

Another fact contradicts the Parsonian approach to mobility and family dynamics: the lower the level of cultural and financial resources of the family of origin, the earlier and more definitive the departure of its children from home (White 1994). Following the functionalist perspective, one may hypothesize that wealthier families push their children out earlier onto the roads of independence, notably and especially in terms of space. However, this disregards the fact that the family remains a provider of resources throughout the entire life cycle; communication between all kinds of parents and children survives the children's departure from home (Widmer 2004). In this respect, motility can be considered not as a precondition to young adults asserting their independence vis-à-vis their parents, but instead as an element that makes it possible to preserve the link in an organisational framework that guarantees the autonomy of all concerned, but where moving out is neither imperative nor irreversible. From this perspective, it is easier to understand the link between the social resources of a family and the late departure of their children. We can surmise that especially via the styles of functioning that they implement, families with high resource levels ensure accessibility to transportation services, the building of mobility skills and know-how, and the appropriation of more expansive spaces, thereby removing the urgency from the residential mobility of their children. The terms under which children leave home, therefore vary quite significantly according to social status. In the working classes, moving out signifies quite a marked weakening of the support provided to the child, which is not the case in privileged circles where significant resources continue to be exchanged after the departure of the children (White 1994). In the former case, geographical distance is associated with functional distance, which is not true in the latter situation. Once again, this difference shows that motility differs according to the social resources available. Among the wealthy, distance is no obstacle because mobility capital – as with financial and cultural capital – is great, which is much less often the case among poorer people. The strategies of families concerning their children's motility and mobility therefore play a role in intergenerational social reproduction, as Blöss (1987) clearly points out.

In return, motility shapes interpersonal ties between adults. Couples or individuals with low residential motility belong to networks that are focused on family ties (Coenen-Huther et al. 1994; Pitrou 1978). There is a strong human density of relations in this type of network since the majority of its members are interconnected (Bott 1957). Ties tend to be strong rather than weak (Granovetter 2000), i.e. characterised by duration, emotional intensity, and multiplexity. By contrast, individuals with strong residential mobility have networks that are more open, more varied, and less dense (all members of one's networks do not necessarily know one another) and less centred on the family. In sum, residential mobility and immobility are related to belonging to different interpersonal relationship networks (Schneider 2003). A lack of spatial mobility therefore may create chain-like social capital characterised by homophily and strong ties, while motility can lead to

bridge-like social capital, characterised by heterophilia and weak ties (Granovetter 2000). These are two very different forms of social capital that are made available to individuals through their networks.

These forms of social capital in turn have varying effects on individual life courses. It has been shown that the absence of a network comprising relatives within close proximity increases the risk of marital problems and personal dissatisfaction, as well as difficulties with the children. However, a network of relatives that is too present also has negative effects on the couple and the individual (cf. Widmer/Kellerhals/Levy 2004). Motility therefore may backfire on family dynamics in a looping effect that shapes individual life courses while also affecting the urban environment, with extended families sometimes making their mark on the “neighbourhoods” (Blöss 1987). Each type of social capital has potentially positive and negative effects.

Localism, which is typified by a family belonging to a neighbourhood or district in which many relatives are present, facilitates childcare and other kinds of help (Dandurand/Ouellette 1995). Grandparents often play an important role in synchronising family temporalities and mobilities (Attias-Donfut/Segalen 1998), and are of invaluable assistance when it comes to accompanying and looking after children in countries where child care structures are insufficient or when the parents work different hours (Messant-Laurent et al. 1993). On the other hand, they also increase the probability of interference on the part of relatives in the couple’s or family’s life, which has an extremely negative effect on the family. This is when family quarrels affect the mobility space of individuals. The term “grieving area” has been used to describe a place which, in the mind of an individual, has become a dark area, off-limits, somewhere to be skirted and avoided, and which a family quarrel has removed from their realm of physical mobility (Le Breton 2002). Conversely, the network of relatives and friends – part of a family’s biography – plays a significant role in the future mobility strategies of individuals – for example, in their ability to react to a job loss by moving (Vignal 2002). In sum, while spatial mobility definitely has an impact on the social network to which an individual belongs, social networks are also a decisive factor in explaining individual mobility. It can therefore be said that the two realms are structurally interrelated during the biographical lifespan of a family.

Family and urban context

We have shown in the previous points that context has an impact on motility and mobility. So far, we have looked at the urban context through family structures and functioning, and considered how these factors are related to the choice of residential location. We now propose to adopt the opposite viewpoint and look at how context affects family life.

Scholars associated with the Chicago school considered the urban habitat detrimental to family structure. Robert Ezra Park (1952) expressed this theory about the city of Chicago in the 1920s well: in his view, at this time, the family unit was un-

dergoing “a process of change and of disintegration in all parts of the civilised world (...)” (Park 1952). However, these changes occurred more rapidly in the cities than elsewhere. The characteristics of city life – mobility, division of labour, rapidly increasing municipal institutions, and every kind of social advantage – contributed to bringing about these changes. Schools, hospitals, and various service institutions that had been established had, one by one, taken over the roles of the family, thereby indirectly contributing to the ruin of this ancient institution and the lessening of its social significance. Louis Wirth (1938) expresses a similar opinion in his article entitled “Urbanism as a way of life”, an inescapable reference in the study of urban sociology. In it, Wirth notably declares that “the distinctive traits of the urban way of life are often described sociologically as consisting of [...] the weakening of family ties, and the loss of social significance of the family” (21). Subsequent research has advanced the effects of human density as being responsible for this phenomenon (Chombart de Lauwe 1959; Smith 1980), stating in particular that high rates of human density generate physical effects (epidemics, famines, atmospheric pollution, unhealthy conditions), social effects (crime, deterioration of the education system), and psychological and interpersonal effects (mental illness, drug dependency).

Since then, density has been the object of many scientific debates that have widely invalidated the interpretation of the Chicago sociologists. These studies have shown the importance of going beyond the conception of human density as a simple technical value (Ittelson et al 1974; Giraud 1996; Amphoux et al. 2001) and seeing it as a concept that is subdivided into three “modalities of densification” (Amphoux et al. 2001): spatial, social, and sensitive. The question of how human density is perceived, and more generally, people’s experience of different building landscapes is specifically compared with the social and sensitive aspects of human density. As far as the social aspect is concerned, some studies have shown that the degree of social mixity of a place has a greater influence on the perception of human density than the mere concentration of its inhabitants (Amphoux 2001).

With respect to sensitivity, many factors are involved in the “architectural quality of densified spaces” or the “contextual suitability” (human density in relation to the perception of the place, country or city, etc.) The impression of human density in this case is conditioned as much by social considerations as by the more immediate influence of the existing buildings. More fundamentally, the links between family life and residential context and the fact that families are often not drawn to central residential locations can be attributed to two aspects: the difficulty of the self-appropriation of space and the numerous social interactions provided by the city.

Being able to appropriate one’s place of residence plays an important role in the extent to which it is perceived as somewhere that can be *inhabited* as one likes. *Inhabited* places provide the basis of that which Giddens describes as “ontological security” (Giddens 1992), and yet research has shown that a place of residence becomes a home when the relationship with this space extends into a relationship with the environment and the community (a person’s experience of the neighbourhood and the city) (Allen et al. 1998), and cities only rarely offer the ergonomics that allow families to truly appropriate their residences and public spaces.

The diversity that characterises cities multiplies the possibilities of coming into contact with difference, which can conflict with certain forms of family functioning that are based on intimacy or even closure, while allowing families that are open and appreciative of independence to flourish (Sennett 1980).

For these two reasons, many families are attracted to neighbourhoods on the outskirts rather than in the city centre. This is why ownership of a detached home is a strong desire among individuals – for reasons of space appropriation and forms of socialisation. Such a home symbolises a certain degree of success for the family and is often perceived as being necessary for a child's development (e.g., the garden allows a young child a degree of independence that would never be possible in a multiple-family residence). In many countries, including France, this desire is often materialised by a residence in the outer suburbs, and yet such locations are characterised by accessibility that is mainly based on the automobile and by few amenities in general.

The desire to live outside the city does indeed affect the daily mobility of families. Many pre-teens and teenagers in the suburbs depend heavily on their parents to get around (Ascher 1998; Kaufmann 2001), and this results in reducing the leisure time of women in particular (Klöckner 1998).³ Families living in the city also have their share of problems when it comes to daily mobility, but they are mostly related to the dangers of the street (Chombart de Lauwe 1977; Hillman 1993).⁴ This situation also leads to adults regularly accompanying their small and older children – to the park, to school, and to extra-curricular activities. Teens, on the other hand, have greater spatial independence in city centres (Kaufmann/Flamm 2003).

The two types of contexts – urban and suburban – have different implications for children's mobility. They result in the reshuffling of some of the stages punctuating the acquisition of motility. The right to go to school alone and to play in the street is replaced by having to be accompanied and by not being allowed to play outside without adult supervision. As a result, the process of the child's being given and assuming independence is transferred from childhood to adolescence, and is much less gradual (Hillman 1993). These situations indicate an interruption in the process of the acquisition of independence in growing children, which leads to a lack of socialisation in the urban milieu that may prove to be dangerous when 13-14 year-olds do finally and suddenly obtain greater independence: their perception of the dangers is inaccurate (Rosenbaum 1993). Context is therefore a key element in the acquisition of motility and the steps leading up to it.

The importance of context increases when the residential location does not entirely correspond to the family's aspirations, when it is the result of choices generally conditioned by the housing market, with the result that it is often not possible to live where one would ideally like. Two cases are fairly common in Europe:

³ For example, a recent SOFRES survey (2001) carried out on behalf of the GART shows that taking children to activities is the main reason that not having a car is a problem for families living in the suburbs or on the outskirts in France.

⁴ The book „Children, transport and the quality of life” (1993), edited by Mayer Hillman, is an important reference for any subject dealing with autonomy and independence in preteens.

- families who wish to live in large apartments in the densely inhabited city centre, but do live in the suburbs. In most large European cities, living in the city centre is becoming impossible for many families, whose space requirements and financial means are often incompatible with the “law of the market,” both for reasons of price and because large-sized housing is rarely available (Jaillet 2003). Given this situation, many families prefer to live in a detached home on the outskirts rather than living in the inner suburbs where schools do not always have good reputations (Kaufmann et al. 2001).
- families wishing to live in a detached home, but cannot afford to purchase one within the city. The desire to own an individual home is deeply ingrained in the culture of modernity, especially among families. The intimacy it provides with respect to neighbours, the fact that it allows outdoor spaces to be appropriated for all kinds of private activities (gardening, repair jobs, mechanics, etc.), and the fact that the garden provides a play area for the children – are all elements that make it attractive (Raymond et al. 1966; Avenel 2001). Since this type of housing is often unaffordable, or located in very remote outskirts, the decision is made to reside in the city in a multiple-family dwelling.

In both cases, the location does not correspond with individual aspirations, which are themselves doubtless ingrained in the functioning of the families. What happens, for example, in the case of a family who appreciates independence and openness, and who lives in an outer suburban area devoid of public spaces, nearby amenities, or access to public transport? The few pieces of research dealing with such cases suggest that such a situation results in tensions generated among the household members that are related to the constraints of space and time dependence (Kaufmann et al. 2001). Similarly, the work of Paul-Henry Chombart de Lauwe (1977) on forms of sociability with neighbours in large multiple-family complexes shows that in certain neighbourhoods, there is a rule according to which it is mainly children who appropriate the public spaces – a rule which is gradually imposed on all the families present. This situation leads to conflicts among neighbours, particularly over at what time the children should go home; such conflicts sometimes even result in people moving out of the neighbourhood.

Going a step further, we may wonder to what extent the residential location of a family retroactively affects its functioning. Is the expansion of urban spread not being accompanied by the increasing number of families functioning according to the fusional and insular model? From a different angle, is the choice of residential location not a more or less direct expression of the type of family functioning? Is the need of families – albeit perhaps futile – who are increasingly governed by the standard of autonomy to affirm their fusional dimension not materialised through the acquisition of something that represents continuity *par excellence*? If this type of situation should prove to exist on a large scale, it would be rife with potential conflict and frustration for the families involved.

Conclusion

We have attempted to identify several promising areas of research and hypotheses that may contribute to a better understanding of the interplay between mobility and family dynamics and structures, using recent works on family and mobility sociology, and this research should be followed up by future field studies (Schneider et al. 2002). Motility, or mobility capital, is another form of capital like its financial, cultural, and social counterparts that shape people's life courses. Like the others, this form of capital is not acquired by isolated individuals, but rather through socialisation fashioned by family structures and family functioning. There are several indications suggesting that the main aspects on which researchers have based their analyses of family dynamics – the importance of the autonomy/fusion dimension, the relationship with the outside world, the mode of regulation, for example – are linked to specific ways in which the family manages space, which in turn generates unequal, or simply different, motilities. Several studies also indicate that strategies of upbringing, which vary greatly according to the available social resources and are also related to family structure and mode of functioning, also affect motility. The conditions and timing of the children's departure from home provide another opportunity to reflect on these issues and to show their utility for understanding one of life's important transitions. Finally, we highlighted that the context of a family's residence has its own impact on the acquisition of motility, while pointing out that it is also possible for families to choose their place of residence as a result of their mode of functioning – either to affirm and reinforce it, or to seek a challenge by making an incongruous choice.

Many questions concerning the dynamics of family mobility remain unanswered. To our knowledge, no empirical research has focused on the links that exist between family dynamics and motility so far. Indicators are most often very indirect, and convincing results are still all too rare (even if there are exceptions, like Schneider et al. 2002; or Blöss 1987). The trends isolated here nevertheless suggest that it would take much to shed full light on the effect that families have on this new factor of social inequality, motility. For example, is seeking contact with the unknown not linked to an appreciation of frequenting public places with the sociabilities this implies? And on the contrary, does the desire to keep the unknown at bay not result in the enjoyment of spaces where access is controlled, such as a private garden or a car? In other words, one may ask whether the way in which motility is implemented in family relationships may produce new kinds of social segregation involving spaces that are not purely residential. The lack of empirical research in this area is all the more regrettable since the interaction between family dynamics and motility creates the territoriality of family life.

A limit of this essay may be found in the emphasis on nuclear families, which is due to the available literature. The emergence of significant family contexts, which are not easily circumscribed with reference to a household or a limited set of family roles, has been underlined throughout the last decade by family and relationship scholars (Beck/Beck-Gernsheim 1994; Cherlin/Furstenberg 1994; Scanzoni/Marsiglio 1991; Scanzoni/Marsiglio 1993). In other publications (Widmer 1999; Wid-

mer 2006), we underlined the need to conceptualize contemporary families as large, ego-centered, and relatively unbounded networks, spread throughout geographical and social space. Approaching family contexts as networks rather than as small groups, such as the nuclear family, would certainly help us understand the interconnections existing between family dynamics and motility patterns currently emerging.

References

- Aliaga, C. (2000). Les services de proximité se développent au profit des enfants. Première no. 704. Paris: INSEE.
- Antony, C. (1987). Divorce et logement. In: N. Haumont/M. Segaud. *Familles, modes de vie et habitat*. Paris: L'Harmattan, pp. 226-244.
- Allen, B./Bonetti, M./Elias, P. (1998). *Diversité des modes d'habiter et appréciation de la gestion dans neuf quartiers d'habitat social*. Paris: Centre scientifique et technique du logement (CSTB), Observatoire d'analyse des dynamiques résidentielles.
- Amphoux, P./Grosjean, G./Salomon, J. (2001). *La densité urbaine: du programme au projet urbain*. Rapport de recherche no 142. École polytechnique fédérale de Lausanne. IREC: Lausanne.
- Armstrong, N. (1993). Independent mobility and children's physical development. In: M. Hillman (ed.). *Children, transport and the quality of life*. London: Policy Studies Institute, pp. 35-43.
- Ascher, F. (1998). *La République contre la ville*. La Tour d'Aigues: Éditions de L'Aube.
- Attias-Donfut, C./Segalen, M. (1998). *Grands-parents: la famille à travers les générations*. Paris: Odile Jacob.
- Avenel, C. (2001). Rapports sociaux et quartiers sensibles. In: M. Bassand et al. (eds.). *Enjeux de la sociologie urbaine*. Lausanne: Presses Polytechniques et Universitaires Romandes, Éditions de la Découverte, pp. 137-158.
- Baumrind, R. (1971). Current patterns of parental authority. *Developmental Psychology Monograph, 1971, 4*, (1, pt. 2) pp. 1-103.
- Bawin-Legros, B. et al. (eds.) (1995). *Les espaces de la famille*. Actes du colloque de Liège de l'Association internationale des sociologues de langue française.
- Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (1994). *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Blöss, T. (1987). Se loger quand on est jeune. Affaire de famille, affaire d'Etat. *Revue internationale d'action communautaire, 18, 58*, pp. 109-117.
- Bonvalet, C. (1991). Le logement. In: F. De Singly (dir.). *La famille: l'état des savoirs*. Paris: Éditions de la Découverte, pp. 165-172.
- Bott, E. (1957). *Family and social networks*. London: Tavistock.
- Bozon, M./Villeneuve-Gokalp, C. (1994). Les enjeux des relations entre générations à la fin de l'adolescence. In: *Population, 6*, pp. 1524-1556.
- Buffet, L. (2002). *La mobilité quotidienne des membres de la famille dans les quartiers défavorisés: processus d'autonomisation et négociation familiale*. Paper presented at the l'Association internationale des sociologues de langue française symposium „Mobilités familiales au quotidien”, October 10-12, 2002, Lausanne.
- Bunker, B. B. et al. (1992). Quality of life in dual-career families: Commuting versus single-residence couples. In: *Journal of Marriage and the Family, 54*, pp. 399-407.
- Cherlin, A. J./Furstenberg, F. F. (1994). Stepfamilies in the US: A reconsideration. In: *Annual Review of Sociology, 20*, pp. 359-381.

- Chevallier, J. (2002). *L'usage et l'accès à l'automobile: une liberté sous contraintes pour les personnes et les ménages à faibles ressources*. Paris: PUCA.
- Chisholm et al. (eds.) (1995). *Growing up in Europe – Contemporary horizons in childhood and youth studies*. Berlin: Walther de Gruyter.
- Chombart de Lauwe, M.-J. (1977). Leurs pratiques, nos regards. In: *Autrement, 10/77*, pp. 14-24.
- Chombart de Lauwe, P.-A. (1959). *Famille et habitation*. Paris: CNRS.
- Commaille, J. (1993). *Les stratégies des femmes. Travail, famille et politique*. Paris: Éditions de la Découverte.
- Commaille, J./De Singly F. (1995). La politique familiale. *Problèmes politiques et sociaux no 761*. Paris: La Documentation française.
- Coenen-Huther, J./Kellerhals, J./Von Allmen, M./Hagmann, H./Jeannerat, F./Widmer, E. D. (1994). *Les réseaux de solidarité dans la famille*. Lausanne: Réalités sociales.
- Dandurand, R. B./Ouellette, R. (1995). Le quartier comme espace de vie des familles en milieu populaire. In: B. Bawin-Legros et al. (eds.). *Les espaces de la famille*. Actes du colloque de Liège de l'Association internationale des sociologues de langue française, pp. 173-183.
- De Singly, F. (2001). *La liberté de circulation de la jeunesse*. Paris: Institut pour la Ville en Mouvement, RATP.
- Decup-Pannier, B. (2000). Avoir une chambre chez chacun de ses parents séparés. In: De Singly, F. (ed.). *Libres ensembles*. Paris: Natha, pp. 219-236.
- Den Dulk, L. et al. (2000). *Work-family arrangements in Europe*. Amsterdam: Thela Thesis.
- Depras, F. (2001). *Se déplacer en ville quand on a entre 10 et 13 ans*. Paris: Institut pour la Ville en Mouvement, RATP.
- Flamm, M. (2002). *La mobilité quotidienne dans la perspective de la conduite de vie*. Communication présentée au colloque de l'Association internationale des sociologues de langue française. „Mobilités spatiales et fluidités sociales”. 14-16 février 2002, Louvain-la-Neuve.
- Flamm, M. (2004). *Comprendre le choix modal*. Thesis. Lausanne: École polytechnique fédérale de Lausanne.
- Galland, O. (1991). *Sociologie de la jeunesse*. Paris: Armand Collin.
- Giddens, A. (1992). *Modernity and Self-identity*. Cornwall: Polity Press.
- Giraud, M. (1996). *Unité du lieu, ubiquité de l'esprit des lieux: la construction sociale du sens de l'espace, la relation „densité-nature” en périphérie urbaine*. Rapport pour le Plan Urbain et la Direction de l'aménagement et des paysages (programme „écologie urbaine”), GRS, Université de Lyon.
- Gokalp, C. (1981). *Quand vient l'âge des choix. Enquête auprès des jeunes de 18 à 25 ans: emploi, résidence, mariage*. Travaux et documents, INED, 95, Paris: PUF.
- Granovetter, M. (2000). *Le marché autrement. Les réseaux dans l'économie*. Paris: Desclée de Brouwer. Collection „sociologie économique”.
- Haegel, F./Lévy, J. (1997). Urbanités. Identité spatiale et représentation de la société. In: Celenge C. et al. (eds.). *Figures de l'urbain. Des villes, des banlieues et leurs représentations*. Tours: Maison des Sciences de la Ville, pp. 35-65.
- Hillman, M. (1993). One false move... A study of children's independent mobility: An overview of the findings and the issues they raise. In: Hillman M. (ed.). *Children, transport and the quality of life*. London: Policy Studies Institute, pp. 7-27.
- Hofmeister, H. (2005). Geographic mobility of couples in the United States: Relocation and commuting trends. *Zeitschrift für Familienforschung, Heft 2/2005*, pp. 115-128.
- Ittelson, W./Prohansky, H./Rivlin, L./Winkel, G. (1974). *An introduction to environmental psychology*. New York: Holt, Rinehart and Winston Inc.
- Jaillet, M.-C. (2002). La maison individuelle: de la distinction à la banalisation. In: *La ville étalée en perspective*. Toulouse: Éditions Champ social, pp. 91-97.
- Kantor, D./Lehr, W. (1975). *Inside the Family*. San Francisco: Jossey-Bass.

- Kaufmann, V. (2000). *Mobilité quotidienne et dynamiques urbaines*. Lausanne: Presses Polytechniques et Universitaires Romandes.
- Kaufmann, V. et al. (2001). *Automobile et modes de vie urbains: quel degré de liberté?* Paris: La Documentation Française.
- Kaufmann, V. (2002). *Re-thinking mobility*. Ashgate: Aldershot.
- Kaufmann, V./Flamm M. (2003). *Famille, temps et mobilité. État de l'art et tour d'horizon des innovations*. Rapport de recherche CNAF. Paris: IVM.
- Kaufmann, V./Bergman, M./Joye, D. (in press). Motility: Mobility as capital. In: *International Journal of Urban and Regional Research*.
- Kegerreis, S. (1993). Independent mobility and children's mental and emotional development. In: Hillman M. (ed.). *Children, transport and the quality of life*. London: Policy Studies Institute, pp. 28-34.
- Kellerhals, J./Montandon, C./Ritschard, G./Sardi, M. (1992). Le style éducatif des parents et l'estime de soi des adolescents. *Revue française de sociologie*, XXXIII, pp. 313-333.
- Kellerhals, J./Montandon C. (1991). *Les stratégies éducatives des familles. Milieu social, dynamique familiale et éducation des pré-adolescents*. Lausanne: Delachaux et Niestlé.
- Kellerhals, J. (1995). Plaidoyer pour une étude des territoires de la famille. In: Bawin-Legros, B. et al. (eds.). *Les espaces de la famille*. Actes du colloque de Liège de l'Association internationale des sociologues de langue française, pp. 3-7.
- Kellerhals, J. et al. (1984). *Microsociologie de la famille*. Paris: PUF.
- Kellerhals, J. (1987). Les types d'interaction dans la famille. In: *Année sociologique, 1987*, Paris, PUF, pp. 153-179.
- Klößner, D./Fliegner, S. (1997). *Autoreduzierte Mobilität in Halle*. Bonn: Federal Ministry of Education and Research.
- Klößner, D. (1998). Analyse des pratiques d'accompagnement des enfants et de leurs conséquences. In: *Recherche Transport Sécurité no 59*, pp. 17-32.
- Lannoy, P. (2002). L'école de Chicago, la famille et l'automobilité, ou de l'écologie de la mobilité familiale. Communication présentée au colloque de l'Association internationale des sociologues de langue française. „Mobilités familiales au quotidien”, 10-12 octobre 2002, Lausanne.
- Le Breton, E. (2002). L'orientation familiale des mobilités. Quelques remarques à partir de l'étude d'une population disqualifiée. Communication présentée au colloque de l'Association internationale des sociologues de langue française. „Mobilités familiales au quotidien”, 10-12 octobre 2002, Lausanne.
- Le Gall, D. (1996). Beaux-parents au quotidien et par intermittence. In: Le Gall, D./Martin, C. *Familles et politiques sociales. Dix questions sur le lien familial contemporain*. Paris: L'Harmattan, pp. 136-141.
- Lévy, J. (2000). Les nouveaux espaces de la mobilité. In: Bonnet, M./Desjeux, D. (eds.). *Les territoires de la mobilité*. Paris: PUF, pp. 155-170.
- Limmer, R. (2004). Job mobility and living arrangements. In: Reflexive Modernisation Research Centre (Ed.). *Mobility and the cosmopolitan perspective*. Munich: Universität der Bundeswehr. Sonderforschungsbereich 536, pp. 89-93.
- Long, L. (1992). International perspectives on the residential mobility of America's children. In: *Journal of Marriage and the Family*, 54, pp. 861-869.
- Macklin, E. D. (1988). Nontraditional family forms. In: *Handbook of marriage and the family*. New York/London: Plenum Press, pp. 317-353.
- Martin, C. (1997). *L'Après-divorce. Lien familial et vulnérabilité*. Rennes: Presses universitaires de Rennes.
- Maurice, M./Monteil, C. (1965). *Vie quotidienne et horaires de travail. Enquête psychosociologique sur le travail en équipes successives*. Paris: Université de Paris I, Institut de Science Sociales du Travail.
- Messant-Laurent, F. et al. (1993). *Travailler la nuit et le weekend?* Zurich: Seismo.

- Moll, A./Law, J. (1999). *Situated bodies and distributed selves: Enacting hypoglycaemia*. Lancaster: Lancaster University. Department of Sociology.
- Monheim, H. (1996). Innovative block in traffic policy. What can be done? Conference at the Senate, January 22, 1996, Paris.
- Montulet, B. (2000). *Les enjeux spatio-temporels du social – mobilités*. Paris: L'Harmattan.
- Myers, S. M. (1999). Residential mobility as way of life – Evidence of intergenerational similarities. In: *Journal of Marriage and the Family*, 61, pp. 871-880.
- Olson, D. H. (1986). Circumplex model VII: Validation studies and FACES III. In: *Family Process*, 25, p. 337-352.
- Park, R. E. (1952). *Human communities*. Illinois: The Free Press of Glencoe.
- Parsons, T. (1949). The social structure of the family. In: Anshen, R. N. (ed). *The family: Its function and destiny*. New York: Harper and Brothers.
- Perrache, M.-C. (2001). Les facteurs explicatifs des décisions de mutation géographique des individus en couple à double carrière: impact relatif des règles d'échange du couple. Doctoral thesis. Aix-en-Provence: Institut d'Administration des Entreprises.
- Perchanchon, M. (2002). Apprendre à conduire, apprendre à se conduire: un objectif familial de la mobilité au quotidien. Communication présentée au colloque de l'Association internationale des sociologues de langue française. „Mobilités familiales au quotidien”, 10-12 octobre 2002, Lausanne.
- Peterson, G. W./Hann, D. (1999). Socializing children and parents in families. In: Sussman, M. B./Steinmetz, S. K./Peterson, G. W. *Handbook of marriage and the family*. New York: Plenum Press, pp. 327-370.
- Pitrou, A. (1978). *Vivre sans famille? Les solidarités familiales dans le monde d'aujourd'hui*. Toulouse: Edition Privat.
- Pinson, D./Thomann, S. (2002). *La maison et ses territoires*. Paris: L'Harmattan.
- Raymond, H. et al. (1966). *L'habitat pavillonnaire*. Paris: L'Harmattan.
- Reiss, D. (1971). Varieties of consensual experience. In: *Family Process*, 10, pp. 1-35.
- Scanzoni, J./Marsiglio, W. (1991). Wider families as primary groups. In: *Marriage and Family Review*, 17, pp. 1-2, pp. 117-133.
- Scanzoni, J./Marsiglio, W. (1993). New action theory and contemporary families. In: *Journal of Family issues*, 14, 1, pp. 105-132.
- Schneider, N. F. (2003). *Digitale Fachbibliothek auf CD-Rom. Das flexible Unternehmen*. Düsseldorf: Symposium. Kapitel 4.4, Teil 4, pp. 1-18.
- Schneider, N. F./Limmer, R./Ruckdeschel, K. (2002). *Mobil, flexibel, gebunden – Familie und Beruf in der mobilen Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Campus.
- Sennett, R. (1980). *La famille contre la ville. Les classes moyennes de Chicago à l'ère industrielle*. Paris: Recherches.
- Smith, M. P. (1980). *The city and social theory*. Oxford: Blackwell.
- SOFRES (Société française d'études par sondage) (2001). Enquête d'opinion sur la dépendance à l'automobile, Paris.
- South, S. J./Crowder, K. D. (1998). Avenues and barriers to residential mobility among single mothers. In: *Journal of Marriage and the Family*, 60, pp. 866-877.
- Tievant, S./Chaguiboff, J. (1991). *Des usagers pas comme les autres. Étude ethnographique sur les jeunes enfants dans le métro*. Paris: RATP.
- Urry, J. (2000). *Sociology beyond societies*. London: Routledge.
- Vignal, C. (2002). Mobilités, migrations et ancrages face à la délocalisation de l'emploi. Communication présentée au colloque de l'Association internationale des sociologues de langue française. „Mobilités familiales au quotidien”. 10-12 octobre 2002, Lausanne.
- Visser, J. (2000). *The first part-time economy in the world: Does it work?* University of Amsterdam: Amsterdam Institute for Advanced Labour Studies.
- Wirth, L. (1938). Urbanism as a way of life. In: *American Journal of Sociology*, vol. XLIV, pp. 1-24.

- White, L. (1994). Coresidence and leaving home: Young adults and their parents. In: *Annual Review of Sociology*, 20, 1994, pp. 81-102.
- Villeneuve-Gokalp, C. (2000). Les jeunes partent toujours au même âge de chez leurs parents. In: *Economie et Statistique*, 2000, no 337-338, pp. 61-81.
- Villeneuve-Gokalp, C. (1997). Le départ de chez les parents: définitions „d'un processus complexe". In: *Economie et Statistique*, 1997, no. 304-305, pp. 149-162.
- Widmer, E. D. (1999). Family contexts as cognitive networks: A structural approach of family relationships. In: *Personal Relationships*, 6, pp. 487-503.
- Widmer, E. D. (forthcoming). Who are my family members? Bridging and binding social capital in family configurations. In: *Journal of Personal and Social Relationships*.
- Widmer, E. D./Kellerhals, J./Levy, R. (2003). *Couples contemporains: Cohésion, régulation et conflits. Une enquête sociologique*. Zurich: Seismo.
- Widmer, E. D./Kellerhals, J./Levy, R. (2004a). Quelle pluralisation des relations familiales? Conflits, styles d'interactions conjugales et milieu social. In: *Revue française de Sociologie*, 45, 1, pp. 37-67.
- Widmer, E. D./Kellerhals, J./Levy, R. (2004b). Types of conjugal networks, conjugal conflict and conjugal quality. In: *European Sociological Review*, 20, 1, pp. 63-77.

Eingereicht am: 27.07.2005

Akzeptiert am: 10.04.2006

Anschrift der Autoren:

Prof. Dr. Vincent Kaufmann
École polytechnique fédérale de Lausanne
ENAC-INTER-LASUR
Bâtiment BP
Station 16
CH-1015 Lausanne
Suisse/Schweiz

Email: vincent.kaufmann@epfl.ch

Prof. Dr. Eric Widmer
Université de Lausanne
Centre PAVIE
Bâtiment Provence
CH-1015 Lausanne
Suisse/Schweiz

Email: eric.widmer@unil.ch